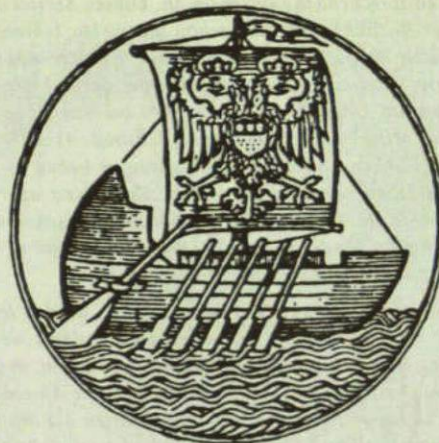
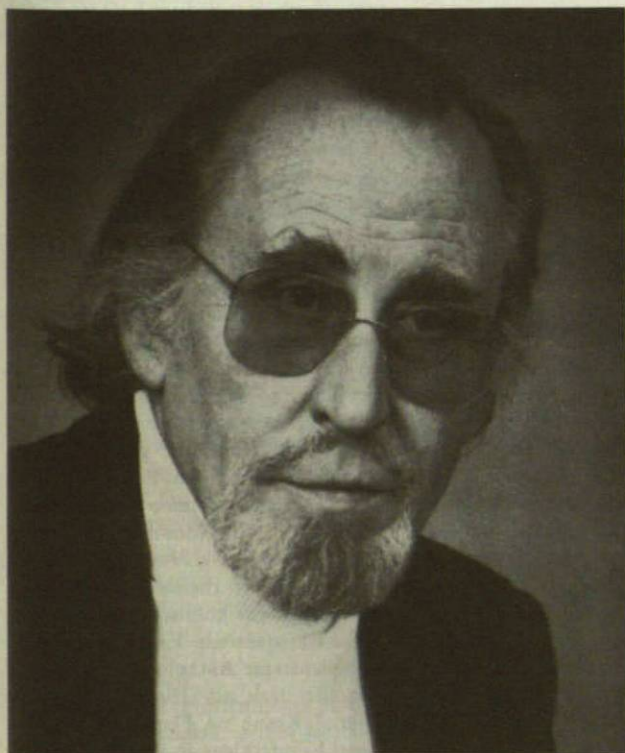


ALT-KÖLN



G.20347 F

Mitteilungen des Heimatvereins Alt-Köln · Nr. 90 · Oktober 1993



Liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Alt-Köln!

Über fünfzig Mal habe ich nun dieses Geleitwort zu einem »Alt-Köln«-Heft geschrieben – ein Jubiläum, das unbemerkt vorbeigegangen ist. Ehrlich: Manchmal habe ich nicht recht gewußt, was ich Neues schreiben sollte – wie es ja auch nicht leicht ist, sich bei der Einleitung zum Kalendarium der Geburtstagskinder oder bei der Begrüßung der neuen Mitglieder immer eine neue Formulierung einfallen zu lassen. Diesmal aber weiß ich genau, was ich sagen will. Ich will, wie ich das gerne tue, auf etwas Nicht-Selbstverständliches hinweisen. Vor einigen Wochen ist das Buch »E Stöck vum ale Kölle« von Peter Berchem ausgeliefert worden, unsere Jahressgabe für 1992. Seither bietet die Marzellus-Buchhandlung unseren Mitgliedern dieses Buch zur kostenlosen Abholung gegen

Unser Veranstaltungskalender

- Di 12.10. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (XXXIII)
- Mo 18.10. »Joseph Klersch wör jetz hundert Jahr alt«
- Sa 23.10. »Kumede«-Premiere: »Dat ahle Sofa«
- Mo 15.11. Unser kölscher Liederabend im »Sartory«
- Di 16.11. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (XXXIV)
- Mo 6.12. »Der hellije Mann kütt – och en der Sartory«
- Di 21.12. »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« (XXV)
- So 9. 1. »Kumede«-Wiederaufnahme: »Dat ahle Sofa«
- So 30. 1. Letzte »Kumede«-Aufführung: »Dat ahle Sofa«
- Mo 21. 2. Ordentliche Mitgliederversammlung 1994

5025

den entsprechenden Gutschein an. Diesen Service leistet die Marzellus-Buchhandlung nun schon seit vielen Jahren, ohne Entgelt, aus alter Verbundenheit zum Verein. Es wäre schön, wenn Sie als unsere Mitglieder sich beim Abholen der Jahresgabe auch sonst einmal im Laden umsähen; es gibt bei Karl-Heinz Junczyk und seinen Mitarbeitern in der Marzellenstraße 41 auch andere interessante Bücher, und die Buchhandlungen haben es heute allesamt ein bißchen schwerer als früher. Zumindest aber wäre es nett, wenn Sie ein Wort des Dankes für diese besondere Art des Kundendienstes fänden; die müssen das nicht, und es ist heute selten genug, daß jemand etwas unentgeltlich tut.

Noch etwas liegt mir auf dem Herzen. In den letzten Monaten hatte ich leider Anlaß, den einen oder anderen Nachruf zu lesen. Vieles, was da geschrieben steht, ist gutgemeint, manches aber leider auch nicht mehr. Einen Höhepunkt an Ahnungslosigkeit bildete in einem Nachruf auf Gerold Kürten die Mitteilung, am bekanntesten unter seinen Kompositionen sei vielleicht »der Schunkel-Evergreen »För et kölsche Hätz««. Dabei hat auf die Melodie dieses Liedes in der Kürtenschen Instrumentation ganz sicher noch niemand geschunkelt, man könnte das auf diesen Vierviertel-takt mit starken Staccati auch gar nicht. Wie sagt man so schön: Gerold Kürten würde sich im Grabe herumdrehen. Dafür hat man nun gelebt. Aber überhaupt: Kein Toter kann sich wehren gegen das, was ihm in der Trauerhalle nachgesagt wird, und kein Toter kann etwas dagegen machen, daß dort manche in der ersten Reihe sitzen, die zu seinen Lebzeiten nie bei ihm zu Gast waren. Wa'mer do drüvver nohdenk, verlee't mer jlat de Loss am Sterve.

In diesem Sinne grüße ich Sie herzlich wie immer

Ihr Heribert A. Hilgers

Einladung zu unseren Veranstaltungen

Dienstag, 12. Oktober 1993, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:
Dreiunddreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistoriker«

Diese von unserem Vereinsmitglied Albert Vogt in eigener Verantwortung gestaltete und durchgeführte Reihe erfreut sich weiterhin eines lebhaften Zuspruchs. Das liegt sicher auch daran, daß man sich »Bei d'r Tant« wohlfühlen kann. Jeder Abend ist einem in sich abgeschlossenen Thema gewidmet. Daher ist ein Neu-Einstieg jederzeit möglich. Jeweils kommen zuerst historische Quellen zu Wort, dann können Fragen aus dem Teilnehmerkreis erörtert werden, zum Abschluß wird das betreffende Kapitel der Stadtgeschichte auf kölsch erzählt.

Die Gaststätte »Bei d'r Tant« ist von den Haltestellen am Neumarkt aus gut und sicher zu erreichen; wer will, kann auch aus anderen Himmelsrichtungen kommen, zum Beispiel vom Heumarkt.

Das Kölsch im Hause ist gut, die Küche wird gelobt. Ansonsten ist die Teilnahme kostenlos. Aber auf Veranlassung von Albert Vogt, der für diese Abende auf ein Honorar verzichtet hat, steht für Spendenwillige der historische Sparturm des Heimatvereins in Reichweite.

Montag, 18. Oktober 1993, 19.30 Uhr im Belgischen Haus:

»Joseph Klersch wör jetzt hundert Joahr alt«

Einunddreißig Jahre lang, so lange wie keiner vor oder nach ihm, war er Vorsitzender des Heimatvereins Alt-Köln. Schon als Neunzehnjähriger hatte er den ersten Vortrag gehalten, über die Geschichte der Kölner Prozessionen. Mit sechsundzwanzig wurde er in den Vorstand gewählt, mit neunundzwanzig zum stellvertretenden Vorsitzenden, und als er achtunddreißig war, mußte er als Nachfolger von Josef Bayer die Verantwortung für den Verein übernehmen. Joseph Klersch war am 13. März 1893 geboren und in einfachen Verhältnissen in der Fleischmenger-gasse aufgewachsen. Das Studium der Orientalistik, das er an der Universität Bonn begonnen hatte, wurde durch seine Einberufung unterbrochen. Nach dem Ersten Weltkrieg, aus dem er als Leutnant zurückkehrte, studierte er an der neubegründeten Kölner Universität Wirtschafts- und Sozialwissenschaften und wurde mit seiner Doktorarbeit über die Entwicklung Kölns im neunzehnten Jahrhundert, »Von der Reichsstadt zur Großstadt«, geschrieben bei dem ersten Kölner Wirtschaftshistoriker Bruno Kuske, zu einem frühen Vertreter der Stadt-Volkskunde. Aus der Perspektive der Stadt umfaßte Volkskunde für ihn sein Leben lang auch Schützenbruderschaften und Schulkarneval, Handwerks- und Kreditwesengeschichte, Stadtsanierung und Puppenspiel, Krippenbrauchtum und Mundartliteratur. In all diesen Bereichen und darüber hinaus war er aktiv tätig, auch organisatorisch (er muß ein großer Organisator gewesen sein), auch durch Veröffentlichungen, deren Zahl weit in die Hunderte geht und unter denen sich zum Beispiel auch eine kleine Biographie von Adolph Kolping befindet. Mit der Mundartliteratur beschäftigte er sich nicht nur theoretisch, etwa 1948 mit dem Aufsatz »Aufgaben und Möglichkeiten der rheinischen Mundartdichtung« in Band 6,1 der »Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart«, sondern auch praktisch. Er gab zusammen mit Ernst Mömkes 1954 die bedeutsame Anthologie »Kölnisches Glockenspiel« heraus und parallel dazu, als Schulentlaßgabe gedacht, gekürzt und broschiert, »Krone un Flamme«, er hatte schon 1927 das Nikolaus-Spiel »Zinterklos« in vier Bildern und

Der Pastor eß dut

Et klingk de Klock met schwerem Schlag,
Mänch Hätz noch schwerer schlage mag
Dis Naach.

Et gingk der Heet vun singe Schof,
Om Schauf litt hä zom letzte Schlof.
Wer waach?

Vun Huus zo Huus springk der Bereech,
Un Huus för Huus lööch op e Leech,
Dat schingk
Der Siel op ehrem letzte Wäg,
Dat sei zom Himmel sich zorääch
Wahl fingk.

Ov sei weiß Antwoot jeder Frog?
Wohin schleit us Zint Mechels Wog?
Wohin?
De Faar hält rack der Odem an,
Et schuddert Frau, et schuddert Mann
Öm in.

Un mallich steiht met em Gereech,
Un mallich föhlt sich als Geweech,
Dat trick
Die Wog erav noh räächs, noh links.
Ne kodden Düvel schält un spinx
Wie wick.

Wie einer allen alles wor,
Dat wood der Faar noch nie su klor
Wie hüek.
Noch nie spoot sei su deaf em Geis,
Wat ston en der Gemeinde Kreis
Bedüek.

Ehr iwig Hätz schleit om Altar,
En iwig Offer wunderbar
Ohn' Pus.
Wo Zick en Gott wood Iwigkeit,
Weed Rääch durch Gnad Barmhätzigkeit
Un Trus.

Joseph Klersch



dag« und »Et Feiche un et Beiche« sind in dem Bändchen »Dag un Draum« enthalten, das 1960 in der Reihe »Stimmen der Landschaft« erschien; in »Kölsche Klassiker« habe ich noch ein paar weniger bekannte Texte hinzufügen können. Nach dem letzten Weltkrieg, den Klersch bei der Flak, zuletzt als Major, mitmachte, war er Leiter des Amtes für kölnisches Volkstum im Kölnischen Stadtmuseum. Jetzt gab er für den Heimatverein Mundartautoren-Ausgaben von Hanns Georg Braun, Johannes Theodor Kuhlemann, Anton Stille, Suitbert Heimbach, Heinrich Hoster und anderen heraus und, in den Jahren 1965–68, als eine Art Lebenswerk seine dreibändige Darstellung »Volkstum und Volksleben in Köln«. Dr. Joseph Klersch starb am 5. Oktober 1969.

später das nicht veröffentlichte Schauspiel »Der Bannerhär« geschrieben. Die meisten seiner kölschen Gedichte, darunter seine sechs kölschen Psalmen, und die beiden Verzällcher »Rusemon-

Er hat es um den Verein verdient, daß wir seiner gedenken, aber seine Texte sind es auch wert, daß sie wieder einmal zu Gehör gebracht werden.

Dr. Klaus Goettert, 1962–1969 Vorsitzender des Heimatvereins, den wir aus seiner zweiten Heimat Stuttgart zu diesem Anlaß nach Köln eingeladen haben, wird über »Joseph Klersch – Leben und Leistung« sprechen, danach Dr. Heribert A. Hilgers über »Das Werk Joseph Klerschs«. Im Rahmen dieses Vortrags wird Klersch vor allem durch Rezitationen seiner kölschen Texte zu Wort kommen.

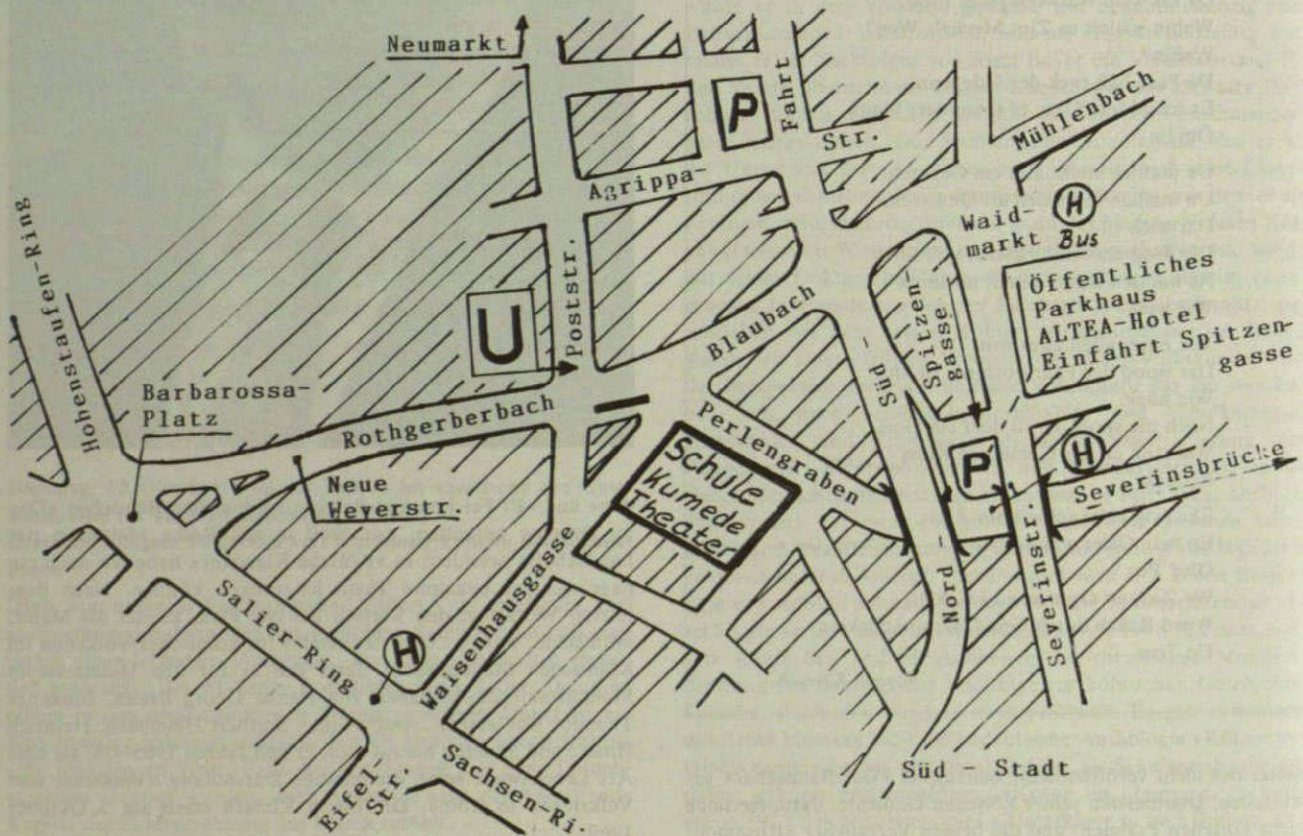
In diesem Sinne gilt der Abend der Vereinsgeschichte, aber auch und vor allem einem bedeutenden Kölner Mundartautor.

Samstag, 23. Oktober 1993, 19.30 Uhr in der Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse:

»Kumede«-Premiere mit »Dat ahle Sofa«, e löstig Stöck met Leeder vun Marie Luise Nikuta, zesammejeknuv vum Hermann Hertling un vum Willi Reisdorf

Dat ahle Sofa jehoot der Tant Fin. Ävver dat ärm Minsch hät nix mih vun däm jode Stöck, weil et jrad jestorven ess. Un jetz sitz de puckelije Verwandtschaff drop, die flöck anjelaufe kom, för der Tant de letzte Ihr ze jevve – un för nohzalore, ov et nix ze erve jitt. Die Tant muss doch jet opjeschrevve han, ehre letzte Welle, wie mer säht. Se söke he un söke do, se finge dit un finge dat, bloß kei Testament . . .

Inzwischen hat der Vorverkauf an den bekannten Vorverkaufsstellen (Neumarkt, Rudolfplatz und Kaufhof) bereits begonnen. Karten kosten 12,50 DM und 15,00 DM; der Gutschein der Mitgliedskarte 1993 wird im Wert von 3,00 DM verrechnet. Die Abendkasse ist eine Stunde vor Beginn der Aufführung geöffnet.





Ihre Lieder erklingen im »Kumede«-Spiel zum »ahle Sofa«

In Heft 89 von »Alt-Köln« war ausführlich davon die Rede, daß die »Kumede« ihre Spielstätte wechseln muß. Da die Aula im Königin-Luise-Gymnasium abgerissen wird, steht »Dat ahle Sofa« in der Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse, erreichbar vor allem von der Haltestelle Poststraße der Straßenbahnlinien 3, 4, 9, 12, 16 und 18, aber auch von den Haltestellen Eifelstraße (von dort aus durch die Waisenhausgasse), Waidmarkt (von dort aus über die »Bäche«) und Severinstraße. Parkmöglichkeiten für Kraftfahrzeuge bestehen im Parkhaus des Hotels »Altea« und auf dem Parkplatz an der Agrippastraße; sie sind nicht sehr günstig gelegen, so daß die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel empfohlen wird.

Wir rechnen fest mit der Intelligenz unserer Mitglieder: Sie werden den neuen Weg und das neue Ziel finden.

Nach der Premiere am 23. Oktober finden weitere Aufführungen an folgenden Terminen statt:

Samstag,	30. Oktober	1993,	19.30 Uhr
Sonntag,	31. Oktober	1993,	17.00 Uhr
Samstag,	6. November	1993,	19.30 Uhr
Sonntag,	7. November	1993,	17.00 Uhr
Samstag,	13. November	1993,	19.30 Uhr
Sonntag,	14. November	1993,	18.00 Uhr
Samstag,	20. November	1993,	19.30 Uhr
Sonntag,	21. November	1993,	18.00 Uhr

Am Sonntag, dem 9. Januar 1994, wird das Stück wiederaufgenommen.

Montag, 15. November 1993, 19.30 Uhr im Willi-Ostermann-Saal der »Sartory«-Betriebe, Friesenstraße (Einlaß ab etwa 18.45 Uhr):

»Kölsch Kaleidoskop« – unser kölscher Liederabend 1993, zusammengestellt und moderiert von Ludwig Sebus

Ein Kaleidoskop, so sagt es das Lexikon, ist ein Spielzeug, bei dem sich ungleiche bunte Glasstückchen durch Spiegelung zum Bild eines regelmäßigen, meist sechsstrahligen Sterns anordnen. Wir widmen diesen Abend sieben kölschen Liedermachern:

Willy (Fibbes) Kneip
 Rudi Spiegel
 Dieter Steffens
 Fritz Weber
 Franz Weckauff
 Bruno Wüst
 Hans Zimmermann

Sie werden mit jeweils zwei oder drei ihrer schönsten Lieder vertreten sein, etwa »Ääze, Bunne, Linse«, »Em Himmel en Weetschaff«, »Schweinskopp en Gelee«, »De Duve am Dom«, »De Fleeg« und »Ich ben ne kölsche Jung«. Diese Lieder werden entweder von ihren Autoren selbst oder von den Vertretern der nachfolgenden Generation gesungen (Dagmar Weber-Kuhlmann, Hans Weckauff, Trio Wüst); wie schön, daß die musikalische Begabung jeweils in der Familie geblieben ist. Es gibt eine Ausnahme: Die Lieder von Fibbes Kneip singt unser verdientes Vereinsmitglied Jupp Kürsch, der seit dem 29. Juli dieses Jahres Silber und Gold addiert und sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr vollendet hat.

Programmgestaltung und Moderation wissen wir bei Ludwig Sebus, die musikalische Begleitung bei Janos Kereszti wieder in den besten Händen.

Wegen eines erneuten Umbaus im Senatshotel mußten wir umziehen. Wo wären wir mit diesem kölschen Liederabend besser aufgehoben als im Willi-Ostermann-Saal bei »Sartory«? Daß

und wie man von den KVB-Haltestellen am Friesenplatz dorthin gelangt, brauchen wir sicher nicht zu erklären.

Karten zum Freundschaftspreis von diesmal 8,00 DM sind bei allen Vereinsveranstaltungen (aber nicht bei den »kölschen Stadthistorcher«) im September und Oktober und, soweit noch vorhanden, an der Abendkasse erhältlich.

**Dienstag, 16. November 1993, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:
Vierunddreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«**

Für diesen Abend gilt dasselbe wie für den 12. Oktober: Auch diesmal sind »alte Freunde« gern gesehen und »Neulinge« willkommen; auch an diesem Abend wird Kölsch gesprochen und Kölsch ausgeschenkt; auch an diesem Abend ist der Eintritt frei, aber eine Spende hinterher erlaubt.

**Montag, 6. Dezember 1993, 19.30 Uhr im Willi-Ostermann-Saal im »Sartory« (Einlaß ab etwa 18.45 Uhr):
»Der hellije Mann kütt bei der Heimatverein«**

Traditionen sind eine schöne, aber auch eine schwierige Angelegenheit. Solange ich zurückdenken kann, hat die alljährliche Nikolaus-Feier des Heimatvereins im Senatshotel stattgefunden, anfangs noch um 20 Uhr, später dann eine halbe Stunde früher. Nun geht das nicht mehr. Das Senatshotel wird umgebaut. Aber die Nikolaus-Feier wollen wir nicht aufgeben. Gerade in den letzten Jahren hat der »hellije Mann« mit dem, was er uns zu sagen hatte, großen Anklang gefunden. Wir haben ihn daher eingeladen, uns diesmal im Willi-Ostermann-Saal im »Sartory« zu besuchen, dem Saal, der uns dann bereits vom kölschen Liederabend im November vertraut sein wird, und er hat fest zugesagt. Nun dürfen wir ihn nicht enttäuschen.

Wegen der höheren Saalmiete müssen wir leider auch den Unkostenbeitrag erhöhen. 1976 betrug er drei Mark, 1979 vier Mark, 1982 fünf Mark, 1990 sechs Mark, in diesem Jahr müssen wir um acht Mark bitten, und auch dieser Preis bedeutet, daß der Abend sich finanziell nicht trägt. Wir werden einen Zuschuß aus der Vereinskasse einkalkulieren. Dem Vorstand ist die Tradition des Nikolaus-Abends das wert. Wir rechnen fest damit, daß unsere Mitglieder über den Wert dieser Tradition genauso denken und dies durch reichlichen Besuch beweisen. Wir werden es ihnen mit dem gewohnt guten und interessanten Programm zu danken wissen. Es gibt nicht mehr viele Familien, in die am 6. Dezember Sankt Nikolaus persönlich kommt. Der Heimatverein Alt-Köln soll an diesem Abend eine große Familie sein. Es trifft sich gut, daß der Kalender genau den Nikolaus-Tag zeigt.

Karten für den Nikolaus-Abend zum Preis von 8,00 DM sind im Vorverkauf bei den Vereinsveranstaltungen am 18. Oktober im Belgischen Haus (Joseph-Klersch-Abend) und am 15. November im »Sartory« (Liederabend »Kölsch Kaleidoskop«) sowie, soweit noch vorhanden, an der Abendkasse erhältlich. – Vor Beginn des Programms findet wieder der gewohnte »Alt-Köln-Flohmarkt« statt.

**Dienstag, 21. Dezember 1993, 19.30 Uhr im »Sälchen« der Gaststätte »Bei d'r Tant«, Cäcilienstraße 28:
Fünfunddreißigste Folge von »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher«**

Für diesen Abend gilt dasselbe wie für den 12. Oktober und für den 16. November: Auch diesmal ist der »Anmarsch« vom Neumarkt aus der günstigste, auch an diesem Abend steht ein Kapitel der Stadtgeschichte auf der Tagesordnung. Es ist aber nicht auszuschließen, daß, drei Tage vor Heiligabend, Albert Vogt mit dem Einverständnis der Teilnehmer thematisch einige Konzessionen machen wird.

Kölsch im WDR

Die Rheinische Redaktion in der Hörspielabteilung des Westdeutschen Rundfunks hat uns für das vierte Quartal 1993 folgende Termine für Sendungen genannt, die etwas mit Köln und teilweise auch etwas mit Kölsch zu tun haben:

Samstag, 16. Oktober 1993, 14.00 Uhr (Dauer: ca. 45 Minuten): »Weidengasse« von Francis Gay und Hildegard Wenner, Regie: die Autoren (Produktion: 1993).

Samstag, 30. Oktober 1993, 14.00 Uhr (Dauer: 37 Minuten): »Die alte Harmonika« von Helmut Harun, Regie: Heinz Dieter Köhler (Produktion: 1972).

Samstag, 20. November 1993, 14.00 Uhr (Dauer: 41 Minuten): »Gäge der Strom« von Hans-Peter Beyenburg, Regie: Heribert Malchers (Produktion: 1985).

Samstag, 4. Dezember 1993, 14.00 Uhr (Dauer: 44 Minuten): »Fridag, 20. Dezember« von Hans Brodesser, Regie: Heribert Malchers (Produktion: 1986).

Samstag, 25. Dezember 1993, 14.00 Uhr (Dauer: ca. 45 Minuten): »Kengersielealleen« von Ludwig Soumagne, Regie: Manfred Brückner (Produktion: 1993).

Die Sendungen werden über WDR 5 ausgestrahlt.

Sonntag, 9. Januar 1994, 17.00 Uhr in der Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse:
Wiederaufnahme von »Dat ahle Sofa«, e löstig »Kumede«-Stöck von Marie Luise Nikuta, zesammejeknuv vom Hermann Hertling un vom Willi Reisdorf

Wie im Vorjahr setzt die »Kumede« die Aufführungen ihres Herbststücks nach Advent, Weihnachten und Neujahr fort. Der Vorverkauf für die zweite Spielserie beginnt am 15. November 1993 an den drei bekannten Vorverkaufskassen. Wegen dieses frühen Vorverkaufs kann auch nur der Gutschein der Mitgliedskarte 1993 in Zahlung gegeben werden. Die Preise für die Karten betragen unverändert 12,50 DM und 15,00 DM. Auch die Öffnung der Abendkasse und die Empfehlungen zur Anfahrt und zur Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel gelten wie bei der Ankündigung zum 23. Oktober 1993.

Nach der Wiederaufnahme am 9. Januar finden weitere Aufführungen an folgenden Terminen statt:

Samstag,	15. Januar 1994	19.30 Uhr
Sonntag,	16. Januar 1994,	17.00 Uhr
Samstag,	22. Januar 1994,	19.30 Uhr
Sonntag,	23. Januar 1994,	17.00 Uhr
Samstag,	29. Januar 1994,	19.30 Uhr
Sonntag,	30. Januar 1994,	17.00 Uhr

Vorankündigung

Die Ordentliche Mitgliederversammlung des Heimatvereins Alt-Köln für das Jahr 1994 findet

am Montag, dem 21. Februar 1994, 19.00 Uhr

im Belgischen Haus statt. Die Tagesordnung wird in Heft 91 von »Alt-Köln« veröffentlicht. Auf dieser Tagesordnung wird auch die Neuwahl des Vorstands stehen.

»Et kölsche Hätz hält uns jung«

Bei Heinz Heger, von dem wir in diesem Jahr allen unseren »Geburtstagskindern« ein Monatsgedicht als »Präsent« überreichen, heißt es in der dritten »Oktober«-Strophe:

Et Wedder wäbelt wie et Jeld,
Ens bloe Looch, ens Wolke,
Doch loßt et kumme wie et fällt,
Mer han et Johr jemolke.

Allen, die im letzten Vierteljahr 1993 einen hohen runden Ge-

burtstag feiern, wünsche ich, daß sie im Rückblick Ähnliches sagen können: Wir haben das Jahr, wir haben unser Leben gemolken, haben unsere Pflicht getan, herausgeholt und angenommen, was es an Gutem zu bieten hatte, und haben in diesem Sinne Grund, zufrieden zu sein.

Es wird am

1. Oktober	Heinz Böcker, Köln-Lindenthal	60
1. Oktober	Maria Werner, Köln-Weidenpesch	70
2. Oktober	Christine Heß, Köln-Mauenheim	80
3. Oktober	Karlheinz Engeln, Köln-Rodenkirchen	75
4. Oktober	Charlotte Lindenblatt, Köln-Zollstock	65
5. Oktober	Veronika Schaaf, Köln-Vingst	60
5. Oktober	Marianne Wilms, Köln-Widdersdorf	65
7. Oktober	Franz Becker, Köln-Müngersdorf	85
9. Oktober	Thea Kitze, Köln-Rodenkirchen	70

Oktober

De Blädder falle! Et weed Zick,
De Nöß vom Baum zo holle.
Et eß allt widder ens su wick;
No stivvelt¹⁾ Holz un Kolle.

Hangt en et Schaaf der Summerstaat²⁾,
Mer kann de Kält allt ruhe.
Läht jetz e wölle Wams parat,
Dat ka'mer bal jebuche.

Et Wedder wäbelt wie et Jeld,
Ens bloe Looch, ens Wolke,
Doch loßt et kumme wie et fällt,
Mer han et Johr gemolke.

Jetz mööt nor noch jet Sonnesching
Wärm an de Drüvjer lecke;
Dann krijje mer ne jolde Wing,
Dä weed uns lang noch schmecke.

Här, sähn der Wing un sähn et Brut,
Sähn unse jode Welle,
Ärnot un Hunger, Leid un Nut
He op der Äd zo stelle.

Heinz Heger

(aus Heinz Hegers Buch »Luusch ens, wat et Johr verzällt«, erschienen 1978)

1) aufstellen, hier: geordneten Vorrat anlegen.

2) (gute) Sommerkleidung (fehlt bei Wrede).

11. Oktober	Josef Feyen, Köln-Ossendorf	65	7. November	Maria Reiff, Köln-Heimersdorf	85
15. Oktober	Kurt Geisler, Köln-Longerich	75	11. November	Liesel Kreutz, Köln-Sülz	50
17. Oktober	Bruno Melchert, Köln	60	11. November	Pater Martin Stork, Großlittgen	50
17. Oktober	Anny Offermann, Köln-Holweide	75	15. November	Helene König, Köln-Ehrenfeld	85
17. Oktober	Hubert Schlösser, Moers-Schwafheim	85	17. November	Bauing, Hubert Michels, Hamburg	65
20. Oktober	Hans Bauer, Köln-Sülz	70	19. November	Theo Kraus, Köln-Holweide	70
24. Oktober	Ursula Spies, Köln	60	22. November	Annemie Schmitz, Köln-Dellbrück	70
28. Oktober	Christa Hölzer, Köln-Zollstock	50	24. November	Maria Puff, Köln-Deutz	90
29. Oktober	Christa Thiemer, Köln-Buchheim	50	26. November	Berta Berger, Köln-Ehrenfeld	65
30. Oktober	Luise Lonsdorfer, Köln	85	29. November	Fred Blatzheim, Köln-Brück	70
31. Oktober	Dipl.-Ing. Elmar Kohlhaas, Köln	65	30. November	Alfred Weil, Köln	75
3. November	Ursula Tillmanns, Köln-Merheim	50	10. Dezember	Katharina Möchel, Köln-Longerich	80
6. November	Ing. Heinrich Wirtz, Köln-Longerich	60	11. Dezember	Inge Josuweck, Köln-Brück	60
7. November	Marianne Conzen, Köln-Ehrenfeld	70	11. Dezember	Hildegard Steinborn, Köln-Lindenthal	75

November

Alles verjeit! Et letzte Blatt,
Am naaße Aß, stirv möd un matt.
De Wolke drieve deef, un Rähn
Hängk vör der Sonn, dem Mond, de Stän.

Der Nevvel läht en jraue Spreit¹⁾
Op Minschejlöck un Minscheleid,
Dämp öm et Huus, öm Struch un Baum.
Der eine süht der andre kaum.

Om Kirchhoff schwalk²⁾ e Kääzeleech,
E Tüppche³⁾ wie en Vugelskeesch⁴⁾.
Am Jrav zupp an dem Dännejrön,
Bedröv, en Päääl em Aug, en Möhn.

Schleit stell e Krütz, sprich e Jebett,
Mer süht ehr an, et Hätz sprich met,
Zeit dann, de Schirmkröck⁵⁾ en der Fuus,
Zofridde met der Welt noh Huus.

Jlöcksillich, wer e Stüvvje hät,
Et Brut em Schaaf, en Deck om Bett.
Op Schluffe schlapp der Ühm nohm Föör.
Höösch klopp et no an mäncher Döör.

Heinz Heger

(aus Heinz Hegers Buch »Luusch ens, wat et Johr verzällt«, erschienen 1978)

- 1) Überdecke. 2) rußig qualmen, trübes Licht geben.
3) kleiner (farbiger) Tupfen. 4) Frucht der Eberesche.
5) Griffstück des Schirms (fehlt bei Wrede).

Dezember

Wat sin dat för Däch un Woche,
Noch kein Kält, kein Wärme mih;
Uselich¹⁾, kei Fleisch, kein Knoche,
Durjenein fällt Rähn un Schnie.

Opjedricht de Himmelskrähner!
Schwatz sink op de Äd de Naach.
Kaum dat av un zo de Stäncher
Äuje durch et Wolkedaach.

Möd liet sich de Sonn ens blecke,
Krüff eröm jrad wie en Schneck.
Vüjjelcher vörm Finster pecke,
Ärm eß no der Desch jedeck.

Dröv un leddich Feld un Jade;
Selvs der Som em Boddem deef
Kann met uns nor hoffe, wade,
Op ne Wink vun dinger Leev.

Doch do häß die Woot jejovve!
Hell am Kranz e Kääzje brennt.
Schrigge mer, dich, Här, zo lovve,
Hand en Hand durch der Advent.

Heinz Heger

(aus Heinz Hegers Buch »Luusch ens, wat et Johr verzällt«, erschienen 1978)

- 1) unangenehm feucht-kühl (nach Wrede ausgestorben, bei Hönig und Gath nur in der Bedeutung »schlecht aussehend«).



OHNE ENGAGEMENT LÄUFT NICHTS

Kaum ein kultureller Bereich,
den wir nicht in irgendeiner Weise
unterstützen.



STADTSPARKASSE KÖLN

Mehr als eine Bankverbindung

12. Dezember	Maria Eichele, Köln-Müngersdorf	80
12. Dezember	Sibylle Lohkamp, Köln-Rodenkirchen	65
12. Dezember	Helmut E. Schmidt, Köln-Braunsfeld	50
16. Dezember	Jakob Römlinghoven, Köln-Nippes	90
18. Dezember	Gerhard Wilczek, Köln-Ossendorf	70
19. Dezember	Martin Breedveld, Köln-Sülz	70
22. Dezember	Josefine Becker, Köln-Mülheim	75
22. Dezember	Maria Mortier, Köln-Weidenpesch	90
22. Dezember	Josef Urban, Köln-Ehrenfeld	70
23. Dezember	Hilde Hermanns, Köln-Weidenpesch	65
23. Dezember	Gisela Schlag, Köln-Merkenich	65
24. Dezember	Joseph Dick, Köln-Merkenich	70
28. Dezember	Johannes Hogenschurz, Köln-Deutz	70
28. Dezember	Dipl.-Ing. Ludwig Valder, Köln-Seeberg	60
29. Dezember	Ernst Hilgers, Köln-Riehl	65

Jahre

Wir grüßen unsere neuen Mitglieder

In Heft 89 von »Alt-Köln« haben wir einen Beitrag über die Bedeutung des kölschen Klüngels veröffentlicht. Vielleicht auch aus Interesse an solchen Beiträgen, aber ansonsten ganz ohne Klüngel haben zehn neue Mitglieder ihren Beitritt erklärt. Ihnen allen gilt ein herzlicher Willkommensgruß:

Irma Adenauer, Köln-Braunsfeld; Professor Dr. Klaus Grote-meyer, Dortmund; Heinz Heidrich, Kleineichen; Helmut Heinz, Köln; Pater David Michael Kammler OP, Köln; Katharina

Allt widder e Schnäppche!

In der Tradition unserer »besonderen Sonderangebote« biete ich diesmal – weil es auf Weihnachten angeht – eine Rarität an: ein antiquarisches, aber wohlerhaltenes Exemplar des Buches »Kölnisches Glockenspiel«. Dabei handelt es sich um das von Joseph Klersch und Ernst Mömkes herausgegebene »Vortrags- und Lesebuch in kölnischer Mundart«, das erstmals 1954 bei Greven erschien und, in etwas anderer Zusammenstellung sowie in Broschur statt in Leinen, unter dem schönen, auf das Kölner Stadtwappen anspielenden Titel »Krone un Flamme« auch als Schulentlaßgabe der Stadt Köln verwendet wurde. 1968 kam das »Glockenspiel« in leicht erweiterter zweiter Auflage heraus. Aus dieser stammt unser Exemplar. Es trägt auf dem Vorsatzblatt einen Besitzeintrag von 1973; der Schutzumschlag ist in das Buch eingeklebt. – Die »Spielregeln« bleiben unverändert: Den Zuschlag erhält der Meistbietende; der Erlös kommt dem Vereinsarchiv zugute; Interessenten senden ihr »Gebot« bitte an meine Adresse: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29, 50676 Köln.

Martens, Köln-Dellbrück; Franziska Pilz, Köln-Lindenthal; Ruth Reimer, Köln-Zollstock; Mechtilde Schmitz, Rheinbach; Privatdozent Dr. Wolfgang Schmitz, Köln-Lindenthal.

Köln in Redensarten des Bergischen Landes

Die Einwohner des Bergischen Landes hatten nie eine hohe Meinung von Köln

Vor über fünf Jahren, im Februar 1988, habe ich in Heft 68 von »Alt-Köln« einen Beitrag »Köln in Redensarten des Mönchengladbacher Platt« veröffentlicht können, den auf meine Bitte hin der um die Erforschung, Bewahrung und Erhaltung der südniederfränkischen Mundart hochverdiente Wilhelm Hastenrath verfaßt hat; von seiner Zeitschrift »det on dat van osser Platt« liegen inzwischen bereits zwanzig Hefte vor. Zu einem entsprechenden Beitrag über das Vorkommen Kölns in Redensarten des Bergischen Landes hatte ich schon früher den Remscheider Sprachforscher und Hobby-Volkskundler Dr. Erich Mengel angeregt, der leider starb, ehe er seine Zusage einlösen konnte. Er hatte 1977 und 1978 in »Romerike Berge«, der Zeitschrift für Heimatpflege

im Bergischen Land, in Ergänzung und Korrektur zu einem dort kurz zuvor unter dem Titel »Köln im Volksmund des Bergischen Landes« erschienenen Beitrag von Paul Herder, einen Teil der von ihm zu diesem Thema gesammelten Materialien vorgelegt. Aus meinem Briefwechsel mit ihm, der von seiner Seite im wesentlichen aus Rückgriffen auf die zwei genannten kurzen Aufsätze bestand, habe ich rekonstruiert, was er vielleicht für »Alt-Köln« geschrieben hätte. Sicherheitshalber erwähne ich ausdrücklich, daß die Übersetzungen aus dem Bergischen, in diesem Fall aus der von Erich Mengel gesprochenen strengen Remscheider Mundart, von mir stammen; er ist für sie also nicht verantwortlich. Die letztgenannte Redensart hat er nicht in seiner Mundart zitiert. – In den

Anmerkungen habe ich die Parallelen zusammengestellt, die es zu den bergischen in den von Wilhelm Hastenrath gesammelten Mönchengladbacher Redensarten gibt. HAH

Mancher Mann im Bergischen Land kann sich an folgendes Kindheitserlebnis erinnern: Da war, als er, nichts Böses ahnend, im Kreise seiner Spielkameraden stand, von hinten ein schon größerer Bursche oder auch ein Erwachsener mit den Worten »Wotte es Köllen senn?« (Willst du mal Köln sehen?) an ihn herangetreten und hatte ihm, wenn er vertrauensvoll »ja« sagte, die Hände flach auf seine Ohren gepreßt und ihn auf diese Weise kräftig in die Höhe gezogen, vielleicht sogar vom Boden hochgehoben. Der Schmerz war so groß, daß das Kind wohl den Atem anhielt und ihm Hören und Sehen verging. – Paul Herder meint, in diesem »Spiel« spreche sich die Sehnsucht nach der großen Stadt Köln aus, von der es hieß, man müsse sie gesehen haben, um dann in Ruhe sterben zu können. In Wirklichkeit aber sollte, in Form einer sehr handfesten Pädagogik, die Erkenntnis vermittelt werden, daß für den bodenständigen Menschen aus dem Bergischen Land eine Köln-Reise mit höchst schmerzhaften Erfahrungen verbunden sein konnte. Die Lehre daraus ließ sich auf einen einfachen sprichwörtlichen Nenner bringen: »Bleibe im Lande und nähre dich redlich.« – Interessant ist, daß diese Sitte und diese Redensart weitverbreitet sind. Sie kommen in einem Gebiet vor, das sich ringförmig um Köln lagert und dessen Erstreckung den Einflußbereich der Kölner Kultur bezeichnet. Im Osten zieht es sich bis tief nach Westfalen hinein, im Westen bis zur Maas. Jenseits der Maas tritt allmählich Paris an die Stelle Kölns. Im hessischen Bereich wird die Rolle Kölns von Frankfurt, im fränkisch-bayrischen von München übernommen. Auch aus Italien sind Belege bekannt, die sich im Norden auf Mailand, jenseits der Apenninen auf Rom beziehen. Und jeweils kommt das ambivalente Verhältnis von Metropole und Umland zum Ausdruck: Man steht unter dem Einfluß dieser Metropole, aber man wehrt sich gegen ihn.¹⁾ – Der negative Inhalt des vermeintlichen Versprechens, die große Stadt sehen zu dürfen, geht übrigens deutlich aus der konkurrierenden Wendung hervor, die in Limburg, Brabant und Flandern gebräuchlich ist: »Will ik je de duivel eens laten zien?« (soll ich dich einmal den Teufel sehen lassen?).

Die Einprägsamkeit dieses Erlebnisses aus der Kindheit mag erklären, daß die zugehörige Redensart im Bergischen Land auch in übertragener Bedeutung verwendet wurde: »Dat Wëit lött sing Aulen jet Köllen senn« (das Mädchen/»Weech« läßt seine Eltern/Alten ein bißchen Köln sehen); durch unaufhörliches Quengeln und immerwährende Unzufriedenheit macht das Mädchen den Eltern das Leben zur Hölle.



»Alt-Köln«-Expedition am Hexenbrunnen in Odenthal (1992)

Tatsächlich war Köln zwar für die Bewohner des Bergischen Landes der Zielpunkt des nach Westen schweifenden Blicks und der geographische Bezugspunkt schlechthin, aber zumindest in den Redensarten kommt keinerlei Minderwertigkeitsgefühl auf, vielmehr wird das Selbstbewußtsein dessen erkennbar, der von seinen Bergen mit Stolz und Spott auf die hinter den Mauern lebenden Städter herabschaut.

So drückt sich denn auch in der Wendung »Dat giëht jo wie te Köllen!« (das geht ja wie zu Köln) keineswegs Bewunderung über die Geschwindigkeit eines Geschehens, etwa die Fertigstellung einer Arbeit, aus, sondern man will sagen, daß man bei sol-



Eingang des Hauses »Zum weißen Pferdchen« in Hohkeppel

cher Abweichung von der gewohnten Ordnung leicht die Übersicht verliert; wo es aber derart drunter und drüber geht, sind für den in den Rhythmen der Jahreszeiten lebenden und denkenden bäuerlichen Menschen auch Zweifel an der Qualität des Ergebnisses angebracht.

War eine bergische Hausfrau beim allfreitäglichen Wochenendhausputz wegen anderer Obliegenheiten einmal in Zeitdruck geraten, konnte ihr die Nachbarin raten: »Maak doch en Köllschen Wesch!« (mach doch einen kölschen Wisch). Das konnte man sogar zu »Maak doch en Köllschen!« abkürzen. Gemeint war ein Hausputz »auf die Schnelle«, im Drüberweghuschen, oberflächlich und unordentlich, so wie man ihn wohl der unsoliden Städterin zutraute.

Mißbilligend sagte man von einer Frau, bei der ein solcher Husch-Husch-Hausputz die Regel zu sein schien: »Die ess wall van Köllen!« (die ist wohl von Köln, stammt wohl aus Köln).

Äußerte jemand seinen Mißmut darüber, daß es immer noch oder schon wieder regne, so konnte er den tröstlichen Zuspruch erhalten: »Dann motts de et su donn wie de Köllschen on lóoten et réenen!« (dann mußt du es so machen wie die Kölner und es regnen lassen). Gemeint ist, man solle sich nicht über Dinge aufregen, die nicht zu ändern sind. Gleichzeitig aber drückt sich unverkennbar auch der Spott über die Stadtmenschen aus, deren vielgerühmte Weisheit letzten Endes in nichts anderem bestehe als darin, das Unabänderliche geschehen zu lassen.

Als Wetterloch des Bergischen Landes erscheint Köln in dem Reim: »Wenn de Köllschen blenken, mötten de Bergeschen drenken« (etwa: Wenn es über Köln wetterleuchtet, gibt es im Bergischen Land kräftigen Regen).

Hatte jemand es nur kurze Zeit auf einer Arbeitsstelle ausgehalten, so sagte man von ihm, er habe »en Köllsch Jóohr« (ein kölsches Jahr) gemacht²⁾; und bot einer an, nur den halben Preis für eine Ware zu bezahlen, so machte er »en Köllsch Gebott« (ein kölsches [An-]Gebot). Wieder handelt es sich nicht um Ausdrücke der Hochachtung: In Köln war alles anders, aber wenigens besser, auch nicht die Zuverlässigkeit der Dienstboten, und im Umgang mit Kölner Händlern und Kaufleuten mußte man sich in acht nehmen, wollte man nicht übervorteilt und um den Lohn für harte Arbeit gebracht werden.

Wenn ein Messer so stumpf geworden war, daß man mit ihm nicht mehr schneiden konnte, so hieß es: »Dat Metz schnitt wie en dúoden Honk bitt!« (das Messer schneidet, wie ein toter Hund beißt). Wollte man das steigern, so sagte man: »Dat Metz ess su schlie, do kass de mém bläcken Áarsch droppen noh Köllen rieden!« (das Messer ist so stumpf, auf dem kannst du mit dem nackten Hintern nach Köln reiten). Für zarter besaitete Gemüter, die die Möglichkeit, bei dem gedachten Ritt auf den Sattel zu verzichten, nicht so derb ausmalen wollten, gab es eine Kurzfassung: »Dat Metz ess su schlie, do kass de droppen noh Köllen rieden!« An Maas und Schelde dagegen ist die ausführlichere Form bezeugt: »Dat mes is zo bot, daar kun je mee met je blote kont naar Keulen rijden!«³⁾

Köln galt für die Bergischen als Sündenbabel. Hatte sich ein Mann auf die Reise nach Köln begeben und vermutete man sein Ziel in der »Nächelsjass« oder an ähnlichen Adressen, so kommentierten die Eingeweihten zwinkernd: »He fährt noh Köllen de Hóor schnieden lóoten!« (er fährt nach Köln, um sich die Haare schneiden zu lassen).

Vergleichsweise positiv – oder wenigstens wertneutral – ist das Bild von Köln nur in wenigen Redensarten, die eigentlich nur auf die Größe Kölns Bezug nehmen.

»Do weiht men to Köllen nix van!« (davon weiß man zu Köln nichts) sagte man, nüchtern relativierend, wenn einer beim Reden seine eigene Person zu sehr in den Vordergrund stellte.⁴⁾

»Dat dont se te Köllen ouch!« (das tun sie zu Köln auch) sagte man befriedigt, wenn man feststellen wollte, daß ein angeblich



Haus Hertel in Leverkusen-Edelrath mit zugehörigem Brunnenhaus (links, halb verdeckt)

neues Verfahren nichts Besonderes, sondern längst Allgemeingut sei.

»Köln ist auch nicht an einem Tag gebaut!« sagte man als Entschuldigung, wenn man eine umfangreiche Arbeit noch nicht fertiggestellt hatte.⁵⁾ nach Erich Mengel

- 1) Mönchengladbach: »Kölle kiike lqöte«; »Dä had Klöpp kri'eje, dat-e Kölle suach« (»Alt-Köln« 68 S. 24).
- 2) Mönchengladbach: »Dä had maar e köllsch Jqqr he'i jewerek«; »e kölsch Jqqr, dat send siä'es Wiä'eke« (»Alt-Köln« 68 S. 25).
- 3) Mönchengladbach: »Dat Mäzz, dat ös-eso stupp, dq kam-mer möt de Vott drop nq Kölle rijs, dq weet merr neet, wo-merr drop jesiä'te had« (»Alt-Köln« 68 S. 23).
- 4) Mönchengladbach: »Dq weete-se en Kölle nicks van aff, on he'i dq jläve se nicks dröm« (»Alt-Köln« 68 S. 24).
- 5) Mönchengladbach: »Kölle ös ooch neet op een Daach gebouwt wue'de« (»Alt-Köln« 68 S. 25).

E Jedeech, wie et em Boch steit (11)

Alaaf, mein Cöln!

Alaaf, mein Cöln, du meiner Sehnsucht Traum,
Du stolze Herrscherin am schönsten Strome!
Der Vater Rhein küßt deines Kleides Saum
Und hält den Spiegel dir und deinem Dome,
Und sinkt der Abend nieder, naht die Nacht,
Strahlt deiner Augen Licht und glänzt und gleißet
Aus jeder Welle, die nur zögernd fort sich reißet
Von deinem Bilde märchenhafter Pracht.

Alaaf, mein Cöln, wo jeder Stein beredt
Von großer Zeit und großer Tat erzählt;
Wo Sang der Sage in den Lüften weht;
Wo neuer Glanz sich altem Ruhm vermählet.
Hier blüht der Handel, muß die Kunst gedeih'n;
Hier fand die Freiheit allzeit treue Wächter,
Ob Schwert und Krummstab warben,
Zünfte und Geschlechter
Ums hill'ge Cöln, die Königin am Rhein.

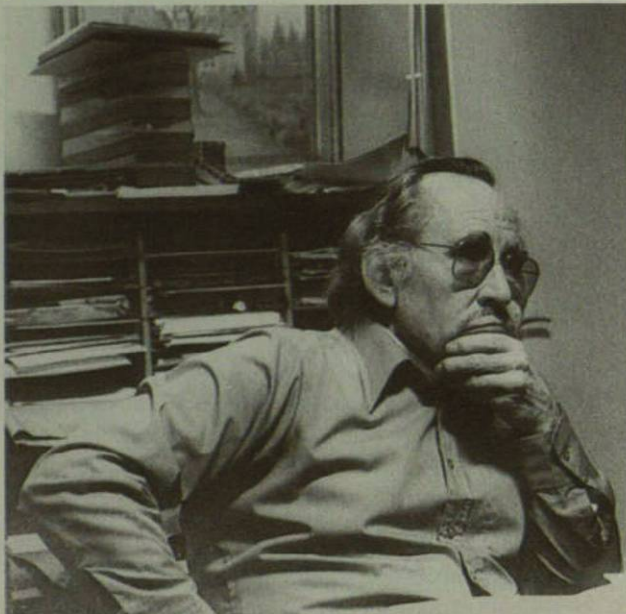
Alaaf, mein Cöln! Durch Frohsinn und Humor
Verjünger dich im Fasching stets aufs neue!
Halt faß am Rich, un fall et söß ov soor!
Halt, kölschen Boor, die Wacht am Rhein in Treue!
Bewahr' der Jugend deinen däft'gen Klaaf;
Lehr' der Vergangenheit sie fromm gedenken,
Der Kraft vertrauend, doch den Blick nach oben lenken!
Bleib boven allen Steden, Cöln! Alaaf!

Wilhelm Räderscheidt

Viele Kölner Mundartautoren haben, bei Gelegenheit oder regelmäßig, auch hochdeutsche Gedichte geschrieben. Zu ihnen gehört Wilhelm Räderscheidt, der »Ohm Will«, der Autor unserer Jahresgabe für 1987. Das hier abgedruckte Gedicht soll nach der Angabe des Autors auf die Melodie »Herbei, herbei« von Wolfgang Amadeus Mozart gesungen werden können; ich weiß bisher nicht, was damit gemeint ist. Veröffentlicht ist das Gedicht im zweiten Jahrgang von »Jung-Cöln« (1913/14). Die Schreibweise »Cöln« statt »Köln«, wie sie im Titel der Zeitschrift und im Text des Gedichtes verwendet wird, war damals offiziell vorgeschrieben und also in einer »Jugendschrift«, die »im Auftrage der Schulverwaltung der Stadt Cöln« herausgegeben wurde, nicht zu umgehen. HAH

Gerold Kürten – ein Leben lang rastlos »im Dienst«

Der kölsche Komponist, Musiker und Verleger starb am 28. April 1993



Er hatte sich so viel vorgenommen für die Zeit im Ruhestand: endlich die Neuauflage der »Rheinischen Schnurren« seines Vaters fertigzustellen, endlich die Cassetten-Reihe »Kölsche Leeder en d'r Schull« fortzusetzen (deren dritte Folge nur noch der letzten Korrekturen bedurfte), vor allem aber vielfachem – und berechtigtem – Drängen nachzugeben und seine große Liedersammlung »Loss m'r doch noch jet singe«, die seit dem Herbst 1992 mit 519 Liedern in drei Ringbüchern komplett vorliegt, für eine Ausgabe in Buchform zu bearbeiten und zu überarbeiten. Ja, er hätte viel zu tun gehabt und sicher weiterhin nie Langeweile gekannt. Aber am 28. April 1993 ist er, erst fünfundsechzig Jahre alt, nach zehntägigem Aufenthalt im Krankenhaus Holweide an den Folgen eines zweiten Herzinfarkts gestorben.

Geboren war er am 28. Oktober 1927 in Birkesdorf, vier Jahre nach dem älteren Bruder Dankwart. Sein Vater, Franz Peter Kürten aus Dünnwald, hatte, verwundet aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt, dort Unterkunft (bei seiner Schwester), Arbeit (bei den Dürener Isola-Werken) und Frau (eine »Dortige

namens Anna) gefunden. Erst 1936 zog die Familie nach Köln um, für Gerold gerade rechtzeitig, um von Sexta an das Gymnasium Kreuzgasse besuchen zu können. Acht Jahre später, aus der Unterprima heraus, mußte er zunächst als Luftwaffenhelfer und dann als Panzergrenadier noch aktiv »in den Krieg«. Ende 1945 konnte er, nachdem die verbliebenen und neu aufgerissenen Lücken durch notdürftigen Unterricht in Kellerräumen des Gymnasiums Spiesergasse ausgefüllt worden waren, in den Trümmern der Stadt sein Abitur machen.

Sicher war, daß er Musiker werden und Musik studieren wollte. Ganz unsicher war, zu welchem Ziel dieser Weg ihn führen würde. Aber zunächst war der Weg spannend genug. Überall wurde improvisiert: an der Staatlichen Hochschule für Musik ebenso wie an der Rheinischen Musikschule, bei Heinrich Lemacher, Hermann Schroeder und Hans Mersmann ebenso wie bei Albert Schneider, die als Lehrer besonders wichtig für ihn wurden. Seinen Lebensunterhalt mußte er sich derweil selbst verdienen, zumal der Vater nach 1945 keine feste Anstellung mehr hatte und ganz in seiner Tätigkeit als Mundartautor und im Ordnen seiner Sammlungen zum rheinischen Brauchtum aufging: 1948 erschienen die ersten Broschüren, ab 1951 in dichter Folge die nach den Monaten des Jahres zusammengestellten Bände von »Volksleben und Lande am Rhein«. Gerold Kürten gab Klavierunterricht, spielte mit Studienkollegen in wechselnder Besetzung zum Tanz auf und machte, nach »Gastspielen« in Salzburg und Frankfurt am Main, seine Examina als Chorleiter und Dirigent sowie für Komposition und Klavier.

1948/49 hatte er den Zyklus »Der Dom« seines Freundes Heinrich Roggendorf als Kantate komponiert, die er später zu einem vierteiligen Chorwerk umarbeitete und in dieser Form 1952 veröffentlichte. 1955 gründete er das Kölner Jugendorchester La Volta e. V., das sich unter seiner Leitung auf internationale Volksmusik spezialisierte. Eine der schönen Konzertreisen dieses Orchesters brachte, aus heiterem Himmel, ein schreckliches Ende: Auf dem Weg nach Ungarn prallte an der deutsch-tschechischen Grenze der Omnibus gegen einen Betonklotz, acht Mitfahrer wurden schwer verletzt, darunter Gerold Kürten selbst, der kopfüber durch die Frontscheibe flog und eine lebenslange Narbe an der Stirn zur Erinnerung behielt. Um diese Zeit hatte er längst seine berufliche Position gefunden: als Mitarbeiter bei dem seit 1956 von Hugo Wolfram Schmidt aufgebauten und geleiteten Jugend- und Schulmusikwerk der Stadt Köln, für das er



Kreiten

METALLBILDHAUER

Vielfältige Geschenkideen für Köln-Interessierte

Tobias Kreiten

50739 Köln Julio-Goslar-Straße 2 Tel.: 0221/1701136 Fax: 0221/176961

an den Kölner Volksschulen, vorwiegend im Rechtsrheinischen, Kurse für Gitarre und Blockflöte sowie sogenannte Singklassen betreute. Daraus entwickelte sich, seit 1971, die hauptamtliche Tätigkeit an der Rheinischen Musikschule mit der offiziellen Zuständigkeit für (musikalische) Elementarerbziehung, Theorie, Blockflöte, Gitarre und den Volksmusikspielkreis.

Vieles lief nebenamtlich und ehrenamtlich nebenher. Nach dem Tode des Vaters 1957 hatte er die Fertigstellung der sechs noch fehlenden Bände von »Volksleben und Lande am Rhein« übernommen, denen dann 1974 der Registerband folgte. Nominell führte er den Rheinvolk-Verlag seines Vaters zusammen mit seinem Bruder Dankwart weiter; die Arbeit lag, zunächst überwiegend, dann ganz, bei ihm. In das Programm dieses Verlags nahm er auch Arbeiten des Freundes Heinrich Roggendorf auf: »Motive« (1962, 2. Auflage 1976), »Kölnische Lese« (1967, 2. Auflage 1977) und »Mittelterrasse« (1970), später auch »Jetzt un e Levve lang« (1987), die Übertragung der »Kölnischen Lese« ins Kölsche von Cilli Martin, sogar in einer zweisprachigen Ausgabe. 1971 begann die Zusammenarbeit mit dem Altermarktspielkreis der Volkshochschule Köln unter Richard Griesbach, anfangs sehr intensiv, später lockerer. Im Zusammenhang damit stand die Gründung des Volksmusik-Spielkreises an der Volkshochschule, in die er viel Idealismus investierte; ich erinnere mich gut daran, daß er manchmal kurzfristig die Partitur eines Stückes umschreiben mußte, weil überraschend ein Posaunist hinzugestoßen oder eine Klarinetistin ausgefallen war. 1975 brachte er die erste Lieferung der Liedersammlung »Loss m'r doch noch jet singe« heraus; das erste Ringbuch wies den Titel noch in der landkölsch-bergischen Fassung »Loss m'r doch noch jet senge« auf; dieser Schönheitsfehler ließ ihm keine Ruhe, bis er die Ringbuch-Exemplare durch neue ersetzt hatte. Nachdem Professor Albert Schneider sich 1980 als Fünfundszwanzigjähriger aus der Arbeit der Volkshochschule verabschiedet hatte, baute Gerold Kürten dort einen neuen kölschen Singkreis auf. Von Anfang an arbeitete er auch im Arbeitskreis zur Planung und Durchführung der vom Kulturamt initiierten Veranstaltungsreihe »Kölle op Kölsch« und später im Beirat der »Akademie för uns kölsche Sproch« mit. Für den Heimatverein Alt-Köln, dessen Mitglied er seit 1974 war, konnte ich ihn jederzeit ansprechen; 1986 stellte er uns die Rechte der Roggendorf-Bücher »Kölnische Lese« und »Mittelterrasse« für unsere Heinrich Roggendorf gewidmete Jahressgabe »Kölner Zyklen« zur Verfügung, mehrfach fertigte er mit seinem neuen Spezial-Computer Vorlagen für die Wiedergabe von Noten in »Alt-Köln« an, und noch im Juni 1992 wirkte er, im Rahmen der Veranstaltungen zum neunzigjährigen Vereinsjubiläum, mit seinem Singkreis bei der Eröffnung der Ausstellung in der Kreissparkasse mit.

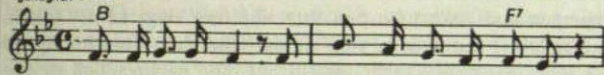
Gerold Kürten war einer von den Menschen, die glücklich sind, wenn sie sich in den Dienst einer Sache stellen. Soweit ich ihn und sein Leben kenne, sind es drei solcher »Sachen«, in deren Dienst er sich gestellt und für die er durch Jahrzehnte hindurch tätig gewesen ist.

Die eine ist die Verständigung zwischen den Menschen, auch über die Grenzen der Völker und Kulturen hinweg, durch Musik. Es war keineswegs Zufall, daß er schon früh im Bereich der internationalen Volksmusik (Folklore) Akzente setzte und sein Leben lang dabei blieb. Es ging ihm auch nicht, wie man lesen konnte, darum, kölsches Liedgut bis nach Indien oder Australien zu bringen. Er wußte aus eigener Lebenserfahrung, daß Menschen viele Energien aufwenden, um aneinander das Trennende zu suchen, aufeinander einzuschlagen, gegeneinander Krieg zu führen. Er bemühte sich, Voraussetzungen und Gelegenheiten zu schaffen, damit junge Menschen miteinander singen und musizieren und so die Freude am gemeinsamen Tun entdecken konnten; Musik als Zusammenklang des Verschiedenen war für ihn ein Mittel des Verstehens und der Verständigung. – Für Verständigung plädierte Gerold Kürten übrigens aus gegebenem Anlaß auch unter den kölschen Kölnern. Immer wieder einmal lud er in den Garten seines Hauses am Franz-Peter-Kürten-Weg in Dünnwald ein, ganz ohne Tagesordnung, einfach zum besseren Kennenlernen. Um des lieben Friedens willen schluckte er selbst manche Kröte. Gerade in seiner letzten Lebenszeit hatte er einigen Ärger durch laschen Umgang mit dem Urheberrecht zu seinen Lasten und darüber, daß in Institutionen, in denen er nominell als Berater für den Musikbereich zuständig war, Entscheidungen, die er qualitativ nicht billigen konnte, getroffen worden waren, ohne ihn zu konsultieren. Er blieb dann nur, um so, wie er meinte, Schlimmeres zu verhüten.

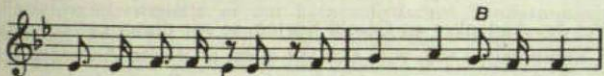
Die zweite »Sache«, in deren Dienst sich Gerold Kürten stellte, war das Werk seines Vaters. Er leistete diesen Dienst nicht nur notgedrungen, sondern aus Überzeugung und weit über das Minimum der Pietätspflicht hinaus. Nach der Vollendung der Sammlung »Volksleben und Lande am Rhein« im Jahre 1969 (mit Band 9) folgte 1971, zum achtzigsten Geburtstag, das Gedenkbuch »Franz Peter Kürten – Sein Leben und Schaffen«, 1974 der schon erwähnte Registerband, 1976 die Auswahl-Ausgabe »Livverlinge« mit den wichtigsten Gedichten, bei der ich zum ersten Mal mit Gerold Kürten zusammenarbeitete, und 1986 das Buch »Jede Baach muß durch en Müll – Anmerkungen zu Gedichten von Franz Peter Kürten«, mit dem er dem, wie er meinte, unterschätzten Lyriker Franz Peter Kürten Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte (besprochen in Heft 65 von »Alt-Köln«); zudem organisierte er die Feiern zum neunzigsten und zum hundertsten Todestag des Vaters und gab die Festreden in

För et kölsche Hätz

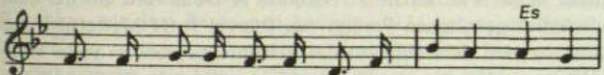
genöglig $\text{♩} = 98$



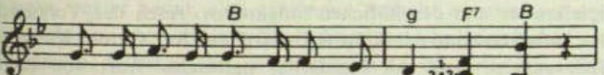
Kann et kölsche Hätz 'ne 'Herzschritt-ma-cher' bru-che,
Un de Ämpter all, Par-tei-e un Frak-tio-ne
Loht de Lehrer all uns Kölsch doch wid-der ih-rel



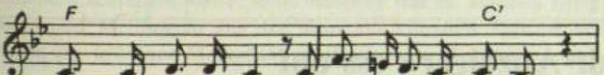
moot mer wes-se, Lück, wo weed dá en-ge-planzt?
mãn-cher denk un frög, - wä't Re-jalt dann hä't!
Je-der weiß et hück: Am Rihng litt Ba-by-lont!



En de Vee-del, Stro-ße, Jäss-je, en ahl Hü-ser,
Dat A-gee-re, Kun-ke-ree-re, Fi-nan-zee-re-
Wann mer uns nit zau-e, wann mer re-sig-nee-re,



och wo Wöhl-müs bras-se-le, der Rihng e-lans?
se le-vee-re, dis-pu-tee-re, fröh un spät,
weed de köl-sche Sproch bestemmp bal un-ger-jont!

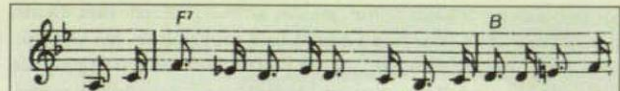


Wat mer baut un wöhlt, dat rett et nit, uns Köl-le, -
Schötzt et köl-sche Leed un kölsch Thi-a-ter-Spil-le!
Nor ei Denk-mol kann mer hück för Köl-le set-ze:

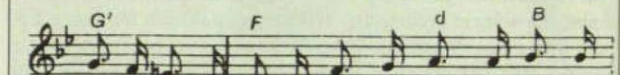


'Herzschrittma-cher' im-mer för der Minsch nor dau-ge mag
Rut-steff mäht Mo-le-ste, denn et lick mihts de 'Kul-tur'.
Kal-le wie ahl Köl-sche sollt mer im-mer, wärm un klort!

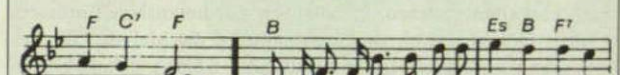
den Broschüren »Ming Poesie dat es ken Stuvveblom« (1982) und »Zwesche Dome wued ich jruß« (1992) heraus; die letztgenannte Publikation enthält auch eine von Gerold Kürten penibel auf den neuesten Stand gebrachte Franz-Peter-Kürten-Bibliographie. Er identifizierte sich in ungewöhnlichem Maße mit seinem Vater und dessen Werk. Ich erinnere mich, wie er mich vorsich-



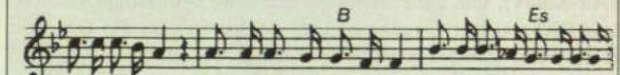
Weil de Köl-sche zick ahl Zig-ge De-mo-kra-te sin je-
Lück, uns Sproch, se daug bestemmp nit, för Kar-rie-re flöck ze
Frem-de kün-ne Frün-de wä-de, dann och Köl-sche, janz ach



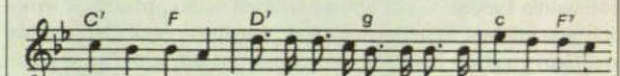
wä-se, do-för han meer an et Rot-huus un der
maa-che, äv-ver se-cher hät se Wäat, jet mih wie'n
Köl-sche! Lück, su es et doch je-wä-se zwei-mol!



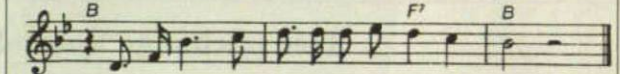
Rot je-daach, Loht et kölsche Hätz ens widder kräf-tig schla-ge
stein-ahl Mor! dau-send Johrl



un verjeßt och nit, wat uns Stadt ens jroß je-maht: Frei un of-le för de Welt un



nit nor kla-ge, wat mer drage kann, dat soll mer selvs och drage!



Packt met aarl! Och dat wor im-mer köl-sche Aat!

Text: Henner Berzau

Melodie: Gerold Kürten

tig, aber mit merklicher Betroffenheit darauf ansprach, daß im »Alt-Köln-Lexikon« von 1973 im Verzeichnis der Ehrenmitglieder des Heimatvereins der Name seines Vaters fehlt; kürzlich habe ich erfahren, daß er zur Klärung dieses Sachverhalts schon früher weite Wege gegangen ist; ich habe ihm dann versichern können, daß eine einfache Erklärung vorliegt: Es gibt über die Verleihung dieser Ehrenmitgliedschaft am 7. September 1937 im Vereinsarchiv keinerlei Unterlagen, so daß sie, nach dem Tode der Beteiligten, schlicht nicht mehr bekannt war. Jetzt sind die Unterlagen ergänzt, und bei der Ausstellung im vergangenen Jahr war die Ehrenmitgliedschaftsurkunde im Original zu sehen.

Die dritte und wohl trotz allem wichtigste »Sache«, der Gerold

Kürtens Leben gewidmet war, ist das kölnische Lied. Ihm diente er nicht nur als Leiter von Chören und Singkreisen, als Organisator von offenen Singen, als Begleiter bei Aufführungen, als Herausgeber und Betreuer von Liederheften, Schallplatten und der schon erwähnten großen Sammlung »Loss m'r doch noch jet singe«, die, so wie die Dinge stehen, als »ein Stück von ihm« sein Vermächtnis geworden ist, er diente ihr vor allem als Komponist. Zu seinem sechzigsten Geburtstag habe ich ihn einen Lyriker unter den Musikern genannt und das so begründet: »Er wird nie eine Symphonie schreiben; die menschliche Stimme, ob solo oder im Chor, mit ihren melodischen und rhythmischen Möglichkeiten, ist für ihn das vollkommenste Instrument. Wie Michelangelo meinte, sein David sei in jenem Marmorblock schon enthalten gewesen, er habe ihn nur herausholen müssen, so sucht Gerold Kürten als Liedkomponist die Melodie, die der Text schon enthält« (Heft 69 von »Alt-Köln«). Ich habe ihn mehrfach zur Vertonung eines kölschen Textes angeregt, von Jean Michels' »Schlofleedche«, Cilli Martins »Lauf, Zick, lauf« und Ann Richarz' »Schlofleedche« (Heft 74, 80 und 83 von »Alt-Köln«), und dabei seine Arbeitsweise beobachten können: Sein Ziel war das Eingängige ohne Konzession an das Gängige, er erstrebte das Sangbare, aber scheute das Banale. – Gerold Kürten war kein Theoretiker, kein Mann der ausgetüftelten Programme. Ob er das Buch, das er über die Besonderheiten des kölnischen Liedes, »ganz anders als Paul Mies«, plante, je wirklich geschrieben hätte, scheint mir durchaus zweifelhaft. Aber vielleicht ersetzen Lied-Kompositionen wie die schlichte von Pe-

ter Berchems »Ald-Kölle« oder die aufwendiger instrumentierte von Henner Berzau »För et kölsche Hätz« jede Theorie. Eines jedenfalls will ich hier mit allem Nachdruck sagen: Wer in Würdigungen und Nachrufen den Satz »Bei mir singt keiner falsch, nur anders«, mit dem er sich einmal scherzhaft-entschuldigend vor seine Amateur-Sänger gestellt hat, nun nachträglich zu seinem Prinzip erklärt, der hat ihn nicht gekannt und wird ihm nicht gerecht. Der Musiker und der Mensch Gerold Kürten stellte Anforderungen, die höchsten an sich selbst.

Wer das Andenken an Gerold Kürten, so wie dieser es verdient, in Ehren halten will, wird sich vor allem an diesen Anforderungen messen müssen: was Arbeitsamkeit, was Bescheidenheit des Dienens, was Qualitätsansprüche angeht.

Am 4. Mai 1993 wurde Gerold Kürten, nach dem Trauergottesdienst in der Pfarrkirche St. Nikolaus in Dünnwald mit der sehr persönlich gehaltenen Predigt von Pfarrer Josef Metternich aus Mülheim, auf dem Dünnwalder Friedhof begraben. Viele Weggefährten gaben ihm das Geleit: Henner Berzau, Winfried Gellner, Richard Griesbach, Monika Kampmann, Hans Rolf Maria Koller, Ludwig Soumagne, Jugendfreunde aus Flittard, Kollegen von der Rheinischen Musikschule, Mitglieder des Folklore-Spielkreises und des kölschen Singkreises. Auch der Vorstand des Heimatvereins Alt-Köln war vertreten. Auf Gerold Kürtens Todesanzeige steht ein wunderbar passendes Wort von Karl Rahner: »Trommelt mir und pfeift, aber seid fröhlich. Leben ist Fülle, nicht Zeit.«

Heribert A. Hilgers

Der »Schäng« vum »Stadt-Anzeiger« ess dut

Hans W. Krupp war ein Kölsch-Schreiber eigener Prägung

Am 20. Dezember 1992 ist in Köln Hans W. Krupp gestorben. Unter diesem Namen kannten ihn seine Nachbarn, seine Freunde, seine Kollegen und mancher Eingeweihte darüber hinaus. Aber ungleich viel mehr Menschen kannten ihn als »Schäng«, so also, wie er die kölschen Kolumnen unterzeichnete, die er seit 1976 zweimal pro Woche für den »Kölner Stadt-Anzeiger« schrieb.

Hans W. Krupp (das W. steht für seinen zweiten Vornamen Willi) wurde am 23. September 1924 in Ehrenfeld in einfachen Verhältnissen geboren. Genau genommen, war Kölsch nicht seine Muttersprache; seine Mutter, wenngleich eine Kölnerin, sprach Hochdeutsch mit ihm (»der Junge soll es einmal besser haben«). Also lernte er Kölsch auf der Straße und auf dem

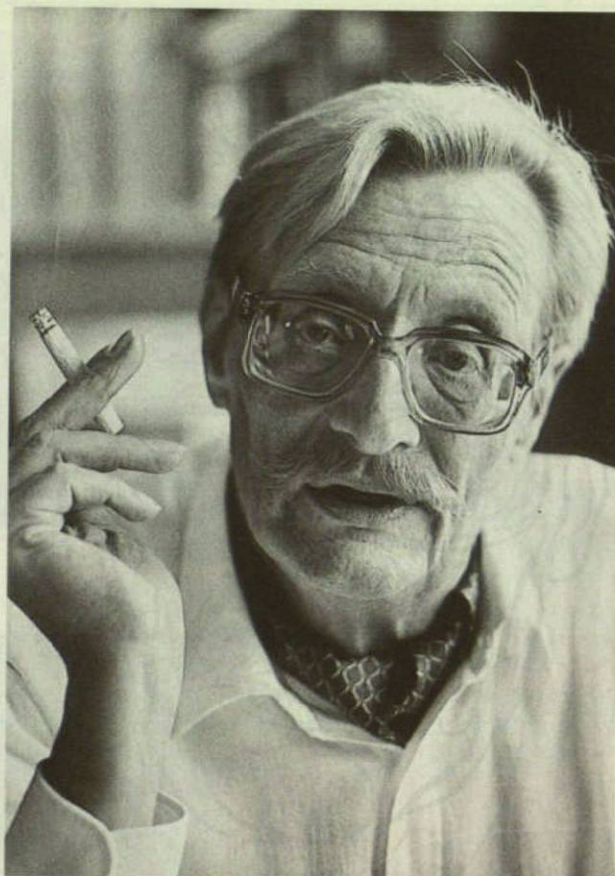
Schulhof. Aber er sprach es eigentlich nie regelmäßig, auch nicht in seiner »Schäng«-Zeit. Zusammen mit seiner Frau Anne, einer Berufskollegin, die seine stille Helferin blieb, erzog er auch die zwei Kinder »auf hochdeutsch«. Und auch sein beruflicher Lebensweg hatte lange mit Kölsch herzlich wenig zu tun.

Er »dichtete« schon auf der Schule, schrieb an der Front und im Lazarett. An den Krieg erinnerte ihn sein Leben lang seine linke Hand, die durch Granatsplitter so schwer verletzt war, daß er sie, zum Beispiel beim Schreibmaschineschreiben, nie ungehindert gebrauchen konnte. Aus dem Krieg behielt er aber auch sein Leben lang die Erinnerung an einen gegen Ende erlittenen Lungenschuß, nach dem ihn seine Kameraden beim fluchtartigen Rückzug als Todgeweihten liegen ließen; die amerikanischen

Sieger retteten ihm das Leben, als sie ihn fanden und in eines ihrer Lazarette brachten. Bis 1947 war er als Dolmetscher für die Amerikaner tätig, dann wurde er, jetzt in Bickendorf wohnhaft, Journalist. Gelegentlich hat er erzählt, er verdanke einem Gutachten des Kölner Heimatschriftstellers Goswin P. Gath, daß er in den Schriftstellerverband aufgenommen worden sei; erst dadurch gewann er den Anspruch auf Lebensmittelkarten. Er arbeitete beim »Mittag«, dann bei der in Köln erscheinenden »Neuen Illustrierten«, zuletzt als Redakteur. Einmal im Jahr, zu Fastelovend, steuerte er zur karnevalistischen Sondernummer kölsche Texte bei. Als die »Neue Illustrierte« nach Hamburg verkauft worden war, war er eine Zeitlang in Offenburg für die »Bunte« tätig und wurde dann freier Journalist. Nach seiner Heirat wohnte er in Seelscheid-Kotthausen, dann in Nohn in der Eifel, wo er zahlreiche Romane, Serien und Reportagen für Zeitungen und Zeitschriften zu Papier brachte, aber auch schon Kontakte mit dem Fernsehen knüpfte. 1974 kehrte die Familie nach Köln zurück und wohnte in Porz-Zündorf. Dort erkrankte, vierzehnjährig, sein Sohn Oliver im Rhein, ein schwerer Schlag für den Vater, der, wie viele Väter, im Sohn die Erfüllung all der Wünsche heranreifen sah, die er für sich selbst vergeblich gehegt hatte. Vielleicht auch aus den Nachwirkungen dieser Stimmung heraus war er bereit, eine ganz neue Aufgabe anzupacken, und sagte Ja, als der »Kölner Stadt-Anzeiger« ihn, der bisher nie regelmäßig kölsche Texte geschrieben hatte, als Autor der neuen »Schäng«-Kolumne verpflichten wollte. Er wurde damit, wenn man so will, Nachfolger von Lis Böhle. Aber von Anfang an war vereinbart, daß er nicht, wie seine Vorgängerin, »kölsche Verzällcher« schreiben sollte; seine Aufgabe war es, aktuelle Ereignisse und Meldungen aus der Sicht der kölschen Sprache und damit der kölschen Mentalität zu glossieren und zu kommentieren.

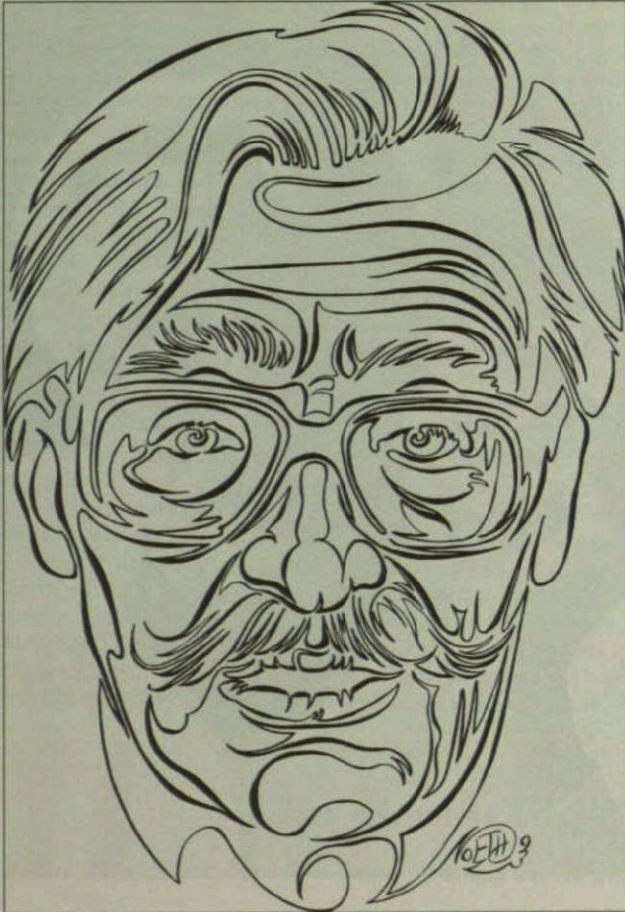
Hans W. Krupp nahm diese Aufgabe ernst. Er spielte seine Rolle als »Schäng« sozusagen mit wachsender Begeisterung. Es war eine Rolle: Der »Schäng« war nicht mit seinem Autor identisch, so wie »et Drüggela« nicht mit Krupps Frau Anne zu verwechseln ist und wie Krupps Tochter Andrea, die seit langem in Berlin lebt, sich mit Sicherheit nicht wiedererkennt und auch nicht wiedererkennen soll, wenn vom »Stink-Stivvels-Stina« die Rede ist. Dagegen erzählte der »Schäng« von einem Freund seines Autors, wenn er von Arno Faust erzählte.

Hans W. Krupp, der inzwischen in der Schaafenstraße, zuletzt am Konrad-Adenauer-Ufer, wohnte, wurde als »Schäng«-Autor zu einer kölschen Institution. In einem Nachruf schrieb ein jüngerer journalistischer Kollege, Krupp sei »seit mehr als einem Vierteljahrhundert« als »Schäng« aktiv gewesen; das ist, für die Jahre von 1976 bis 1992, ganz erheblich übertrieben, aber eben



auch ein eindeutiges Zeichen dafür, daß er aus dem kölnischen Zeitungs-Alltag auch in die Vergangenheit hinein nicht mehr wegzudenken war.

Während er anfangs bewußt Abstand zu fast allem hielt, was sich ansonsten in Köln mundartlich betätigte und mit Mundart beschäftigte, suchte er später den Kontakt. Mit Albert Vogt (B. Gravelott) war er nahezu befreundet. 1988 nahm er, etwas verlegen, die ihm verliehene Willi-Ostermann-Medaille entgegen. 1984 gab er unter dem Titel »Wat sin dat bloß für Zigge?« eine erste Sammlung von »Schäng«-Kolumnen in Buchform heraus (besprochen in Heft 62 von »Alt-Köln«), 1990 unter dem Titel »Mer kann dem Schäng nit alles jläuve« eine zweite. In den letzten Jahren nahm er intensiv und streitbar an der Diskussion



Hans W. Krupp im Blick von Bernd Noeth

um die Entwicklung unserer kölschen Sprache teil. 1990 war er Mitglied des Heimatvereins Alt-Köln geworden. Im Oktober 1991 saß er mit auf dem Podium, als es bei uns um das Thema »Wievill Zokunf hät uns kölsche Sproch?« ging. Er war davon überzeugt, daß eine Vereinheitlichung der Schreibweise den Umgang mit Kölsch erleichtern und die Freude am Kölsch erhöhen würde. Mehr als einmal hat er mich gefragt, wie es denn gut gehen solle, wenn man zum Beispiel in einem Rosenmontagszug ein und dasselbe kölsche Wort in drei Varianten geschrieben sehe. Also verfolgte er mit Nachdruck den Plan, einen »kölschen

Duden« zustande zu bringen, und investierte eine Menge Zeit und eine Menge Geld in dieses Unternehmen, dessen Ziel er gelegentlich probeweise den »kleinen Wrede« nannte. Aber er war klug genug einzusehen, daß er das allein nicht schaffen konnte. In der Hoffnung auf Helfer, vor allem jüngere, wurde er enttäuscht. Im Grunde war er, was die Überlebens-Chancen der kölschen Sprache angeht, so wie er sie noch gelernt hatte, skeptisch; in dieser Skepsis fühlte er sich immer wieder bestätigt, wenn er sah, daß die Anforderungen, die Kölner an sich selbst stellen, wenn sie Kölsch schreiben, immer geringer werden. Noch mehr konnte er sich aufregen, wenn er feststellte, daß Leuten, die Einfluß haben, wenn es um Kölsch geht, die nötige Kompetenz fehlt. Auch deswegen warb Hans W. Krupp zuletzt fast schon verzweifelt um Verbündete. Seit Mai 1991 schrieb er sogar im »Feierabend« über »Ahl kölsche Wöder«.

Hans W. Krupp hat seinen »Schäng« oft in einer Wirtschaft sitzen und oft von einem guten Glas Kölsch sprechen lassen. Das war eine Liebe, die der »Schäng« und sein Autor gemeinsam hatten. Häufiger als sein »Schäng« griff Hans W. Krupp zur Zigarette. An den Folgen einer Lungenoperation ist er, erst achtundsechzig Jahre alt, trotz gewisser gesundheitlicher Beschwerden doch überraschend, gestorben. Am 29. Dezember 1992 fand die Trauerfeier für ihn auf dem Friedhof Melaten statt. Unser Ehrenmitglied Jan Brügelmann sprach ehrende Worte des Gedenkens und des Dankes. Ein Grab von Hans W. Krupp wird es nicht geben.

Das steht fest: Hans W. Krupp hat eine große Lücke hinterlassen. Bisher ist keiner zu sehen, der sie schließen könnte. Man muß mit ihm nicht in allem einig gewesen sein (mit wem ist man schon in allem einig?), um sagen zu können: Das kölsche Köln ist ohne ihn ein Stück ärmer.

Heribert A. Hilgers

Ene Verzäll vum »Schäng«

Kölsch – schwade udder suffe (22. 10. 1976)¹⁾

Hät doch dis Dach dä bövverschte kölsche Fastelovendsjeck, dä Pohls Franz, jesaat, dat op Sitzunge mieh Kölsch jesoffe wie jeschwat weed.

Dat stemmp nit!

Op Fastelovendssitzunge jitt et mehschtendeils üvverhaup kei Kölsch ze suffe. Weinzwang heisch dat Zauberwoot – vun jeschäftsduchtije Jastronome erfunge.

Ävver söns hät dä Pohls Lang secher räich. Vör allem, wat dat Schmölzje bovven op dem Podijum anjeit. Do weed nämlich off

'93

2. Halbjahr

Bücher
über Köln
und das
Rheinland

Kunst
Landschaft
Städte
Coloniensia
Mundart
Sagen



Gaby Amm

**Kölsche Sproch -
un mer sin doheim**

96 Seiten, Format 12 x 20 cm,
gb. DM 19,80

Neben vergnüglichen Rümcher und Verzällcher läßt Gaby Amm in ihrem neuen (vierten) Mundartband auch ernste und kritische Töne anklingen. Die Autorin vermittelt dem Leser einen Querschnitt durch das kölsche Leben im Jahreskreis der Festtage und durch die Jahreszeiten.



Heribert Klar

Wo et Hätz vun voll es

Vorwort: Heribert A. Hilgers
112 Seiten, Format 12 x 20 cm,
gb. DM 19,80

Heribert Klar wäre am 17. August 60 Jahre alt geworden. Posthum erscheint sein letzter (siebter) und von ihm selbst noch zusammengestellter Mundartband, der seine Liebe zu Köln und zur kölschen Sprache bezeugt.



Greven Verlag Köln

Bezug nur über den Buchhandel!

Kölsch jesoffe: us Selverpokale, domet et keiner süht. Ävver met dem Kölschschwade es et manchmol nit wick her op dem Podijum. Em Elferrot jitt et jeläjentlich decke Knubbele em kölsche Bubbele. Un manche Krätzjenssänger sin och zemlich kniestich jewoode met kölsche Tön. Die Schallplaatte met »Rhein, Wein und Mägdelein« loße sich nämlich besser verkaufe zweschen Buxtehude un Basel. Sujar en Mainz...

Wä op Fastelovend wirklich vill schön Kölsch hüre well, dä muß op de Stroß jon an dä doll Dach – udder en en klein Weetschaff. Et jitt noch jenoch Weetschäfte ze Kölle, wo och söns em Johr esu vill Kölsch jekallt weed, dat kei Minsch op de Idee köm, un ser Platt künt ussterve.

Ävver, mer welle uns nix vörmaache! Immer winnijer Lück schwade hüczedach noch Kölsch. Un do frogen sich manche ahl Kölsche bedröv un bedröppelt: Wat kann mer för de kölsche Sproch dun? Su jot wie janix, saren ich. Ävver mer künt jet doför dun, dat keiner mieh dojäje es. Et jitt nämlich immer noch su'n fies fein Lück, die jede Minsch, dä Kölsch schwad, för en dreckelije Nümaatskrat halde. Jenau die Lück sin esu vörnehm, die fahren »getzt gedes Gahr im Ganuar mit der Segelgacht nach Gamaika oder Jerusalem«.

Alsu, wammer esu jet hört, kammer doch tireck de Pimpelsjeck krije. Dieselve Lück sin och ze fein, för Schabau zo bestelle. Die nemmen leever Cog-nac. Natürlich wessen die enjebilte Kumodehellije üvverhaup nit, dat Schabau vun dä ahl Römer kütt: Vinum sabaudum (Savoyer Wein).

Schabau – dat lecker Woot zerjeit einem doch op dr Zung; ävver wammer Schnaps udder Cog-nac sät, flutschen einem am Engk noch de Joldzäng us dr Schnuß...

Enä, et jeit wirklich nix üvver die kölsche Sproch. Die es mäncmol wie jemolt. Fass jedes Woot es wie e Bild. Denkt doch nor ens an dat schöne Woot Mölmpupper! Ahl Kölsche wesse, Mölmpupper es e klein mobbelich Minsch. Un wat sät die Ampssproch üvver Mölmpupper? Esu: »kleine gedrungene Person, die auf trockener Straße beim Entweichen eines Darmwindes den Staub aufwirbelt.«²⁾ Wä well dat eijentlich esu jenau wesse?

Hans W. Krupp

1) Dieses Verzällchen ist das zweitälteste in meiner »Schäng«-Sammlung. Damals schrieb Krupp in den »Schäng«-Texten, obwohl er sich ansonsten in der Orthographie weitgehend an Wrede (»udder«) hielt, noch »sare« statt »sage«. 2) Krupp scheint hier Wrede zu zitieren: »kleine, gedrungene Person, deren Blähungen auf staubiger Straße den »Mölm« aufwirbeln«. Bei Hönig (1905) heißt es dagegen: »kleine, dicke Frauen, welche beim Gehen den Straßenstaub aufwirbeln«.

HAH

Noch ene Verzäll vum »Schäng«

Wä well dann, dat Kölle en Weltstadt wör? (13. 2. 1992)

Mer künt jo bal de Bejovung krije, wann mer immer widder lese udder höre muß, dat unser Kölle provinzijell wör en niemols en Weltstadt wäde künt. Welle mer dann üvverhaup sujet wie en Weltstadt sin? Wann et mir noh jingk, dann ihter nit! Nämlich, wat ich en mingem Levve en sugenannte Weltstädte jesin un erläv han, dat wor verhaftich nit immer de Schukeladesick vun der Welt. Do han nämlich meeschtendeils die Minsche kein Zick förenein. Un en ganze Rötsch vun denne Weltstadtbürjer (udder Besöker) han e falsch As em Ärmel, drage e Springmetz am Hot un Jemeinheite op der Zung. Ävver die en alle Sproche.

Un villeich jitt et en Weltstädte och Rievkoche un Pizza af Fabrik, en Folije enjeschweiß. Un an alle Strobeecke ston Hasisch-Bude, wo mer Kondome als Rabatt kritt, die mer sich derheim en der Zuckerdos sammele kann, domet mer se och immer parat hät, wann Weltebummeler met udder ohne Balaß en der Botz op Besök kumme un weltwige Maletzichkeite am Liev han.

Natürlich jitt et en Weltstädte och off Residenze, wo Kaisere un Künninge ihr Apanasch verjocke un der Deenerschaff verbeede, en de Jewerkschaff zo jon. Un mäncmol es en Weltstadt och Rejerungssetz vum Land, wo sich allerhands pullitische Schwatlappe bejäne, met Militärmusik un Parade. Ofschüns et jo och kleinbürgerliche Exote jitt, die sich för dä pullitische Small Talk (op jot kölsch: Käuverzäll) och ens en Oggersheim enfinge un dobei ene schäle Bleck dodrop schmieße, of die Kanzlerköch och öntelich opjerump es.

Jott, jo – dat hammer en Kölle alles nit. Ävver statistisch jesin jehöt dat och nit unbedingt zo ner Weltstadt. Do weed nämlich bloß verlangk, dat die Stadt mieh wie 500.000 Bürjer hät un dat fünnefunzwanzich Perzent vun alle Arbeitslück en Handel, Finanz un Kultur zo dun han. Dat es en Kölle decke dren, selvs wammer die Happening-Künzler à la Vostell udder H. A. Schult un die Stroßemöler un Musikante nit metrechene deit.

De Kultur, sufän se nit vun denne Jecke em Fastelovend un der Stadt bizahlt weed, die es he am Rhing verhaftich kaum zo üversin udder voll un janz metzokrije. Dä Kunzmaat es der größte en janz Europa – un dat villeich, weil dat en Kölle jede Jeck jede Blödsenn als Kunz afjekauf kritt.

Un dann hammer jo och noch dä Millowitsch un die Televischen- Stazijone, wo su zokunnefsorientierte Sendunge laufe wie »Fussbroichs« – wo Hollywood allt janz jeck drop es. Nämlich – »Fussbroichs« es dat einzich wohre Familjestöckelche, wat keine

Autor mieh bruch, weil dat do einfach de TV-Kamera op dat wichtije Alldagslevve vun ener Ungerdurchschnittsfamilich jehalde weed. De Fussbroichs künne zwor kei richtig Kölsch – doför ävver och nit Huhdeutsch. Allerdings hange se för ene Dausender udder esu fründlich et Intimhemp us dem Finster, domet die Zoschauer dat Jeföhl han künne, dat se selvs doch nit janz esu blöd sin, wie die Televischen-Redaktöre mänchmol meine, wann se en Wahrheit nix anderes em Senn han wie de Einschaltquote.

Un en Weltstadt es en Weltstadt, wann mer üvver Dörpdeppe laache kann...

Han ich eijentlich allt jesaat, dat en Weltstadt off nix Minschlijes mieh hätt?

Do levven ich doch leever en enem zo jroß jewoode Dörp am Duffesbach wie en der Welt-Metropole am Rhein.

Minge Fründ Henning, dä kölsche Pressechef us der kal Heimat, dä hät ens jesaat: »Köln ist mehr als eine Stadt – es ist eine erprobte Lebensart.«

Es dat dann nix, Marie?

Hans W. Krupp

Adam Wienand ist jetzt neunzig

Vor zehn Jahren, in Heft 50 von »Alt-Köln«, haben wir ihm zum achtzigsten Geburtstag gratuliert. Damals erschien, von unserem damaligen Ehrenvorsitzenden Peter Joseph Hasenberg herausgegeben, die Festschrift »Dem guten und schönen Buch verpflichtet«, in der der Jubilar selbst neben mehreren anderen Beiträgen auch mit einem »Lebensbericht« zu Wort kam. Jetzt, am 23. März 1993, hat der Kölner Drucker und Verleger Adam Wienand sein neunzigstes Lebensjahr vollendet. Er ist kein geborener Kölner, seine Wiege stand im pfälzischen Frankenthal. Seine Ausbildung als Buchdrucker, Schriftsetzer und Verlagskaufmann und die weitreichenden beruflichen Erfahrungen, die er in seinen Wanderjahren, von Schwerin bis Wien, erwarb, qualifizierten ihn dazu, 1938 als Teilhaber und Geschäftsführer der Gutenberg Druck- und Verlagshaus GmbH in Köln, Auf dem Hunnenrücken, ansässig zu werden. Der Besitzer war ohne Erben. Schnell identifizierte Adam Wienand sich mit diesem Unternehmen. Entsprechend litt er unter den zunehmenden Zerstörungen des Krieges. Ende Oktober 1944 wurde er selbst durch einen Bombensplitter schwer am Kopf verletzt. Nach Kriegsende, Wiederezusammenführung der Familie und Währungsreform gründete er 1949 seine eigene Firma, das Druck- und Verlagshaus Wienand in Lindenthal, Weyertal 49.

Das verlegerische Werk, das er in den nächsten Jahrzehnten schuf, war durch zwei Schwerpunkte gekennzeichnet: In Arbeiten über Orden und Ordensgeschichte, vor allem die Zisterzienser, aber auch die Kartäuser und Karmeliter, Johanniter und Malteser, konnte er privates Interesse und berufliche Tätigkeit verbinden; diese Bücher tragen in besonderer Weise seine Handschrift, teilweise enthalten sie auch von ihm selbst verfaßte Beiträge. Für seine Verdienste in diesem Bereich wurde Adam Wienand 1971 mit dem »Croix de Commandeur ›Pro merito Melitensi« des Souveränen Malteserordens ausgezeichnet und 1978 von Papst Paul VI. zum Ritter des Ordens vom heiligen Papst Silvester ernannt. – Den zweiten Schwerpunkt im Verlagsprogramm des Hauses Wienand bildete seine Wahlheimat, Köln und das Rheinland. Genannt seien hier nur die zwei Bände eines »Almanachs für das Erzbistum Köln« (besprochen in Heft 49



von »Alt-Köln«), der dann nicht fortgesetzt wurde, das Buch von Dieter Froitzheim über Kardinal Frings, der Sammelband »Recht und Rechtspflege in den Rheinlanden« und das »Wallraf-Richartz-Jahrbuch«.

Vielleicht müßte noch ein dritter Schwerpunkt hervorgehoben werden, gebildet von den bibliophilen Publikationen, die insbesondere in Zusammenarbeit mit der Kölner Bibliophilen-Gesellschaft unter Hanns Theo Schmitz-Otto verwirklicht wurden. Aber Adam Wienand hat sich bei allen Büchern, für die er als Verleger Verantwortung trug, um eine angemessene und ansprechende Gestaltung bemüht. Diese Tradition wird noch heute in seinem Hause hochgehalten.

In dem bereits erwähnten »Lebensbericht« aus dem Jahr 1983 bekennt sich Adam Wienand, der in seinen jungen Jahren dem

Jugendbund »Quickborn« angehörte, als dieser von Romano Guardini geprägt wurde, und der noch während seiner Studienjahre in München in einer Choralschola sang, mehrfach zu der Wirksamkeit von Gottes Fügung in seinem Leben. Zudem erzählt er, daß er zur Zeit seiner ersten beruflichen Anstellung in Holzminden an der Weser an einem von einem Inder geleiteten Gymnastikkursus teilgenommen habe und seither täglich Atmungs- und Bewegungsübungen durchführe. Gottvertrauen und gesunde Lebensführung mögen das Ihre dazu beigetragen haben, daß Adam Wienand geistig und körperlich vital geblieben ist und sich noch heute für die Arbeit in seinem inzwischen von Sohn Michael geführten Unternehmen interessiert.

Wir rufen unserem Vereinsmitglied Adam Wienand auch in sein zehntes Lebensjahrzehnt hinein den alten lateinischen Segensspruch zu: Ad multos annos!
HAH

En altkölsche Muttergoddess

Der Meister mooch mich immer ligge,
Dä Möler met däm kruse Baat.
Ich han en minge Jufferezigge
Im ald de Wäsch noh Hus gebraht.

Do gitt et Wunder vill zo lore.
En singem Saal hängk Bild an Bild,
Voll Engel, Düvel, Ritter, Boore
Un männig Muttergoddess mild.

Mich wollt hä och ens kunterfeie,
Su saht hä off, me'm Kranz em Hor,
Wann mingen Andrees mich dat freie.
Dat wor op Chreßdag vürrig Johr.

De Ring zo tuusche, jo zo sage
Eß leich, doch schwer der Wäul em Hus.
Letz kunnt ich och kein Wäsch mih drage.
Ich han ald minge Jung em Schuß.

Der Meister kom se selver holle.
Ich gov däm Jung zo drinke grad
Un soch in an un soß op Kolle
Un saht nor leis: »Se litt parat.«

»Marieche«, reef hä, »bliev ens setze!
He fingen ich, wat ich gewollt.
Wadt, loß mich minge Steff nor spetze.
Ich mole dich esu op Gold.

Ich han e Bild zo mole kräge,
En Muttergoddess för Zint-Jan.
Jetz muß ich nit mih üverläge
Un kann se Chreßdag fädig han.«

Us singe Auge bletzte Strohle.
Sing Hand log weich op minger Steen.
Wat? Mich als Muttergoddess mole?
Vör Schudder sackt ich en de Kneen.

Hä nohm mich met un och mie Kingche
Noh Hus en all sing Bilderpraach,
Säht: »Lor nit änz wie e Begingche,
En kölsche Muttergoddess laach.«

Ich soß om Stohl un daach zo sterve
Un heelt e Blömche en der Hand.
Wie wood ich schön en Gold un Färve!
Ich han mich selvs nit mih gekannt.

Der Jung hatt Schlof. Ich fing an bedde.
Vill Engel sunge en der Rund.
Do han ich Mutterschmätz geledd
Bal wie en minger schwere Stund.

Un laachte doch, ben heimgegang
Voll Himmelsglöck zo mingem Mann.
Ich weiß jo, Chreßdag wäd ich hange
Als Muttergoddess en Zint-Jan.

Johannes Theodor Kuhlemann

Stichwort »Dat kennen ich doch!?!«

Siebte Folge unserer »Alt-Köln«-Preisauflage

Warum eigentlich stehen hinter »Dat kennen ich doch!?!« ein Ausrufezeichen und ein Fragezeichen? Weil sicher bei manchem unserer Leser die spontane Reaktion auf unsere Suchfrage »Dat kennen ich doch!?!« lautet, aber, wenn es dann darum geht, Überschrift und Autor des betreffenden Gedichtes zu nennen, das Ausrufezeichen leicht zum Fragezeichen wird. Dann muß das Suchen beginnen. Bei der Frage aus dem letzten Heft führte es zwanzig unserer Leser, darunter viele »alte Bekannte«, zum Ziel: Heinrich Bergs, Maria Beschow, Toni Buhz, Josef Casel, Marlene Dambach, Liesel Dick, Gertrud Felten, Walter Jagdmann, Otto Kienle, Hermine Kroeber, Irmgard Kürten, Dieter Lorenz, Karl Lorenz, Helene Müller, Gertrud Nagelschmidt, Margret Oberle, Lieselotte Pohl, Peter Schäfer, Mathilde Voß und Wilhelm Weisweiler. Sie also wußten die Lösung: »Als Muttergoddess en Zint Jan« ist die Schlußzeile des Gedichtes »En altkölsche Muttergoddess« von Johannes Theodor Kuhlemann, veröffentlicht in dem von Joseph Klersch herausgegebenen Kuhlemann-Buch »Der Alldag eß von Wundere voll«, aber auch in »Krüne un Flamme« und im »Kölnischen Glockenspiel«. Die Buchpreise fielen diesmal an Liesel Dick (»Kölsche Parodien«), Walter Jagdmann (»Kölner Originale«) und Wilhelm Weisweiler (»Sophia Marx malt Köln naiv«).

Auch unter den richtigen Einsendungen der siebten Folge werden wieder drei Buchpreise ausgelost: »Zwischen Weihrauch und Schwefel. Domesgespräche« von Oscar Herbert Pfeiffer, »E löstig kölsch Klieblatt« mit Texten von Lis Böhle, Hilde Fischer, B. Gravelott und Heinz Heger und wieder »Kölner Originale« von Reinold Louis.

Unsere neue Frage lautet: Wer ist der Verfasser und wie heißt die Überschrift des Gedichtes mit dem folgenden Schlußsatz:

»Dä Grosche wor jet vill för dich,
Hee sin fünf Penning widder.«

Einsendungen sind auf einer Postkarte bis zum 20. November 1993 (der Poststempel entscheidet!) zu richten an unseren Schriftführer Hubert Philippsen, Grunerstraße 7, 51067 Köln. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Liebe und so weiter

Aphorismen von Oscar Herbert Pfeiffer

Die bequemste Art, sich mit Frauen zu beschäftigen, ist, über sie zu schreiben, die herrlichste, sie zu lieben, die leichtfertigste, sie zu heiraten.

Nett finden kann man alle, küssen viele, begehren manche, lieben nur eine.

Wenn man nicht glaubt, mit seiner Liebe die Liebe erst erfunden zu haben, liebt man nicht richtig.

Sehnsucht ist Liebe, die unterwegs ist.

Eine Rose, und du hast keine, der du sie pflücken kannst, sie duftet dir nicht.

Das ist das Seltsame an den Frauen: Sie fühlen vor uns, daß wir sie lieben, und das verzaubert sie so, daß wir merken, daß wir sie lieben.

»Frau« ist der Singular zu »Liebe«.

Die Liebe und die Treue – wie es um die beiden miteinander steht? Die Liebe ist die stärkere, denn wie viele Treuen werden um ihretwillen gebrochen! Die Treue aber ist die edlere, denn wie viele Lieben werden um ihretwillen geopfert!

Es mag glücklich machen, viele Frauen geliebt zu haben, es mag stolz machen, von vielen Frauen geliebt worden zu sein, aber mehr als beides zusammen ist, einer Frau treu gewesen zu sein.

Wenn eine Frau einen Mann so sehr liebt, daß sie ihm alles verzeihen könnte, hätte sie besser einen anderen geheiratet, dem sie weniger hätte verzeihen müssen.

Die höchste Vollendung der Liebe ist nicht der Besitz und der Genuß, sondern die Sorge und das Opfer. Im gemeinsamen Glück überstrahlt das Glück den anderen, im gemeinsamen Leid mildert der andere das Leid.

Manchmal beschränkt sich die Ähnlichkeit von Eltern und Kindern auf die Fehler.

Nach einem gemeinsamen Leben mit einer zusammen im Grabe liegen, das ist es, und nicht, mit ungezählten in Dutzenden von Betten gelegen zu haben.

Die Liebe des Jünglings ist Leidenschaft, die des Mannes Treue, die des Greises Dankbarkeit.

»Et Bedde deit sich luhne«

Eine kölsche Predigt für den Heimatverein Alt-Köln am 3. Juli 1993 in St. Bruno Klettenberg

Zu unserem traditionellen Gottesdienst »Dem Här zo Ihre« hatten wir in diesem Jahr nach St. Bruno in Klettenberg eingeladen. Anlaß dazu war der hundertste Geburtstag von Dr. Joseph Klersch, der, am 13. März 1893 geboren und von 1931 bis 1962 über drei Jahrzehnte Vorsitzender unseres Vereins, nach dem Zweiten Weltkrieg bis zu seinem Tode zu dieser Klettenberger Pfarrei gehörte; sein Gedicht »Der Pastor eß dut« gilt Matthias Leuchtenberg, dem ersten Pfarrer von St. Bruno. – Die Pfarrkirche wurde in den zwanziger Jahren errichtet; die Pläne stammen von dem Mainzer Dombaumeister Ludwig Becker, der bei ihnen bewußt auf neuromanische und neugotische Formen verzichtete. Die Innengestaltung geht auf den Kölner Architekten Hans Hansen zurück; hier sind aber nach den Zerstörungen des letzten Weltkrieges erhebliche Änderungen vorgenommen worden. – Wir feierten die Vorabendmesse zum Sonntag gemeinsam mit der Gemeinde, der aus dem Brunosaal, in dem der Monreal-Spielkreis zu Hause ist, »kölsche Tön« durchaus geläufig sind. – Die Predigt hielt diesmal Pater David Michael Kammler OP, seit dem vergangenen Jahr Prior der Dominikaner an St. Andreas und seit diesem Jahr auch Vereinsmitglied. Der Text seiner Predigt wird, wie es gute Gewohnheit ist, hier in »Alt-Köln« abgedruckt. Zum besseren Verständnis ist die Evangelienperikope, von der der Prediger ausgegangen ist, vorangestellt.

Wat för üch aan eeschter Stell stonn soll

Ich well üch ens jet sage: Zerbrecht üch nit der Kopp wäjen örem Levve un ov ehr jet ze esse un ze drinke hatt. Doot üch nit zeröschele wäjen dä Pluute, die ehr üch öm der Liev hangt. Saht et doch selvs: Eß et Levve nit vill mih wie et Ze-esse, un eß der Liev nit mih wie Rock un Hemb? Loo't üch bloß ens de Vüjel am Himmel aan: Se dunn keine Som ussiee, se jonn nit met der Sens op et Feld, se fahre nix en ehr Schöre, ävver der Vatter em Himmel määt se all satt. Saht et doch selvs: Sitt ehr dann nit vill mih wäät wie dat janze Möschevolk? Wä vun üch kann met all singem Simeleere si Levve och nor öm e Stündche länger maache? Un wat maat ehr för e Jedöns öm et Aanzedunn! Beloo't üch ens die Blömcher op Wise un Felder, wie die waaße! Se ploge sich nit, se spenne nit, un doch wor nit ens der Künning Salomo en all singer Praach esu fing parat jemaat wie ein vun dä Blömcher. Wann ävver der Herrjott et Unkruck, wat hüek blöht un morje verbrannt weed, esu staats määt, weed hä nit vill mih för üch sorje, ehr ärm Hööschte? Maat dröm nit esu ne Zotteer

un frocht nit luuter: wat solle mer esse? wat solle mer drinke? wat solle mer öm un aan dunn? Öm dä Krom driht et sich bei dä Lück, die nix andersch hann, wo se sich draan faßhalde künne. Öre Vatter em Himmel weiß jo, dat ehr dat all nüdich hatt. Ich well et üch sage, wat för üch aan eeschter Stell stonn soll: et Rich Joddes un dat et en der Welt esu zojeit, wie et der Här well; dann kriit ehr dat andere all en der Schuuß jelaat.

Worte Jesu bei Matthäus 6,25–34

Et Bedde deit sich luhne

Leev Chrestelück! Wä vun üch jrad beim Evangelium nit bloß op die einzelne Wööt un Usdröck jeluusch hät, – wä vun üch sich jefroch hät: Stemmp dat, wat do jesaat weed, met mingem Levve zesamme? – dä weed sich zoets ens enjestonn, dat dat nit esu einfach eß. Wann et doch esu einfach wör! Dat Vertraue: Loß kumme, wat kütt! Ze jläuve: Nix kann uns un unsen Herrjott useneinbränge! Sich nit der Kopp zeröschele, wie et wigger jon soll! Ze wesse: Der Herrjott meint et jot met uns! Dran faß-

Unsere »kölschen Prediger«

1977	Prälat Dr. Josef Steinberg	27.4
1979	Pfarrer Gottfried Amberg	35.3
1980	Dechant Alexander Friedrich	39.12
1981	Pfarrer Gottfried Kirsch	43.17
1982	Pfarrer Josef Metternich	47.8
1983	Pfarrer Gottfried Kirsch	52.8
1984	Dechant Heinrich Haas	56.10
1985	Prälat Dr. Peter Sistig	59.11
1986	Pfarrer Karl-Josef Daverkausen	62.8
1987	OStR Msgr. Rolf E. Buschhausen	67.18
1988	Dechant Clemens Feldhoff	71.6
1989	Professor Gerhard Herkenrath	76.12
1990	Stadtdechant Dr. Dieter Froitzheim	79.9
1991	Pfarrer Willi Müller	82.8
1992	Pfarrer Alexander Friedrich	86.8
1993	P. David Michael Kammler OP	90.26

Die Zahlen hinter den Namen geben die Fundstelle für die Predigttexte in den »Alt-Köln«-Hefien an: 27.4 bedeutet Heft 27, Seite 4.

zehalde, wat Jesus am Engk vum Evangelium jesaat hät: ze vertraue, wann et uns zoets öm Joddes Welle un si Rich jeit, dat mer all dat andere en der Schuuf jelaat kriije!

Leev Lück, wann dat esu einfach wör! Mer erlevve su vill Saache, wo et uns verlore jonn kann, an der »leeve Jott« ze jläuve. Wo solle mer do anfangen un wo ophöre? Die ville Dude bei der Scheffsprozessjon op de Philippine; dat Busunjlöck vörjestere bei Ellwangen; die aanjestoche Wonnunge en Solingen, Mülheim, Gütersloh un su wigger...! Un dä Kreech op dem Balkan un söns op der Äd, met all dä jung Pooschte un Männer, die openander scheeße, met all dä Fraue, Kinder un ahl Lück, die flüchte müsse; Hüser un ander Saache, die en einem Augebleck kapott jemaat wäde, wo vörher villeich zig Johre draan jebaut un jarbeit woode eß! Wä he en Kölle der letzte Kreech erlääv hät ov die Zick nohm Kreech met de Trümmere, dä weiß, wat dat heiß. Dis Dag vör fuffzig Johre wor dä große Fleejeraanjreff op Kölle!

Et schingk wirklich esu, dat kei Minsch dozoliht. Hunger, Unjerrächtigkeit, Nut un Dud allüvverall! Un dozo dä Kleinkrom, öm dä sich Minsche kloppe: en der Famillich, em Huus, en der Nohberschaft, op der Arbeit. Als ov et nit jenoeh wör! Wä aanfängk, drüvver nohzedenke, kütt allt aan et Simeleere.

»Ehr ärm Hööschte!« säht Jesus zo uns em Evangelium. Ävver wat hät hä dann för e Rezepp aanzebeede? – Hä säht: Ehr künt üch op öre jode Vatter em Himmel verloße. Der Herrjott mäht et esu, wie et jot för uns eß. Et jitt nix, och nit et kleinste Fitzelche en örem Levve, wat ohne In passeet. – Wä dä Jedanke su rääch en Hätz un Siel erennloße deit, dä künt widder bedde lihre, wie Jesus et uns aanvertraut hät.

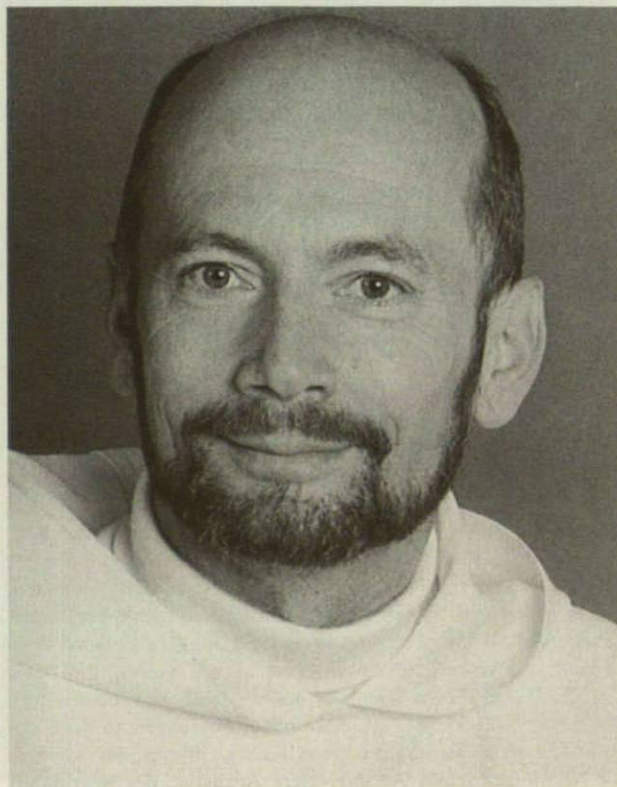
Dobei kütt mer e Leed vum Wolfgang Niedecken, dem Baas vun dä kölsche Rockjrupp BAP, en der Senn. Et fängk aan: »Wenn et Bedde sich lohne däät, wat meinte wohl, wat ich dann bedde däät...!« Un dann kumme en dä drei Strophe en janze Reih Saache, die im wichtig sin: nit nor su jet Wickläufiges wie Fridde un dat all die Jrenze un Schranke verschwinde solle, – och janz vill Kleinkrom kütt drenn vör. »Ohne Prioritäre« wollt hä dann bedde, säht hä em Leed. Dä Jung hät rääch!

Mer kütt dat us der Hellije Schreff, der Bibel, janz bekannt vör. Jesus selvs als fromme Jüdd es bei de Psalme en de Lihr jejange. Do bedde Männer un Fraue, wie inne der Schnabel jewaaße eß. Se vertraue drop, dat do Einer eß, dä se nit bloß aanhööt un versteiht, nä, dä och die Hölp jevve kann, die nüdig eß; dä Rääch verschaffe weed bei allem Unrääch em Levve; dä noch wigger weiß, wann mer selvs am Engk sin met unsem Zotteer; dä helfe kann jäje Minsche, die uns aan der Krage welle. Selvs för der

Kleinkrom eß sich der Herrjott nit zo schad. Dat meint Jesus, wann hä vun dä Möschevolk un vun dä Blömcher sprich.

Dat heiß ehschtens: Ehr dörf öm *alles* bedde! Do jitt et kein Zensur. Wä meint: Jäjenüvver dä, wat Minsche en Bosnien metmaache müsse, sin ming Zantping e Fitzje, dä kritt vun Jesus selvs jesaht: Do kanns och domet bei dinge Vatter em Himmel kumme. Do jitt et kein Prioritäre met Ungerschrefeliste un Jeldbüggel. Wat deer selvs om Hätze litt, dat eß och janz faß en et Hätz Joddes jeschrevve. Och dat Hüngche, wat enem kleine Stropp jestorve eß! Der Herrjott eß sich nit zo schad, sich och öm Kleinigkeit ze kömmere, nit nor öm »Dinosaurier-Probleme«, nä, och öm Möschenkrom!

Wä nöher en de Psalme erenlort, dä weiß ävver och zweitens: Joddes Hölp kütt nit flöck un nit esu, wie mer uns dat denke. »Der Minsch denk, un Jott lenk« heiß et em Sprichwoot. Dat deit bedügge: Wammer och meine, mer sin nit wiggerjekumme



beim Herrjott, et eß nit enjetroffe, òm wat mer jebää't han, – et eß ävver nit en singe Papeerkorv jerode. Et jeit op en ander Wies klor. Hä well uns jot un hät nit em Kopp, uns ze kujoneere. Wann allt jot Eldere nit op all die Wü'nsch vun ehre Pänz enjonn künne, ävver et Beste för se welle, òm wievill mih der Herrjott för uns!

Jrad wann et sich durch dat Bedde allein nit ändert, kann mer op de Spor jebraht wäde, sich drettens ze froge: Wat kann ich selvs doför dunn, dat sich jet ändere deit? Et Bedde soll uns dozo bränge, uns opzeraafe, et Minschemüjjeliche ze dunn un et nit dem Herrjott en de Schohn ze däue.

Un veetens: Wat sich durch et Bedde ändert, wammer richtig bedde, dat sin meer selvs, eß unse eije kleinmödije Senn. Jesus hät dat selvs am Ölberg erfahre müsse: »Nit wie ich well, nā, wie Do wells!« Dohin ze kumme un dat Vertraue nit opzejevve, dat eß jlāuve. Wie heeß noch ens dä Anfang vun dām BAP-Leed: »Wenn et Bedde sich lohne dää't!«

Leev Chrestelück, mer künne uns op Jesu Wööt verloße. Et luhnt sich! Dā Dr. Joseph Klersch, dä dis Johr hundert Johr alt jewoode wör, hät dat jewoß. Dröm hät hä sich draanjejovve, en ganze Häd Psalme ze üvversetze en et Kölsche, en sing un uns

Muttersproch. Wammer allt met enem leeve Minsch, met der Mamm, met dem Papp, met enem Fründ su schwade künne, òm wievill mih met unsem Vatter em Himmel!

Eine vun dä kölsche Psalme, ne kooote, dä Psalm 134 vun Joseph Klersch, soll uns Jedanke avschleeße:

Kutt her, ehr Chresteminschen all,
Dot unsen Herrgott lovve,
Vun druube her kutt zom Altar,
Loht gon der Bleck noh bovve.

De Sonn versunk, et kom de Naach,
Zo Gott de Häng meer hevve,
Hä eß de Sonn, hä eß de Naach,
En im eß all uns Levve.

Hä maht der Himmel, maht de Äd,
Gov Sonn un Mond ehr Bahne,
Durch singe Säge trotz der Naach
Et Himmelsleech meer ahne.

Leev Chresteminsche, loß mer dat Leech vun Joddes Allmaach brenne loße üvver unsem Levve!

Amen!

P. David Michael Kammler OP

Die Frau, der Köln seinen Namen verdankt

Agrippina, die Stadtgründerin Kölns, in der Sicht der Geschichtswissenschaft

Als Agrippina geboren wurde, war ihr Vater Germanicus Oberbefehlshaber der römischen Legionen an der Grenze zwischen dem schon eroberten und dem noch freien Germanenland. Seine Frau Agrippina, Tochter des M. Vipsanius Agrippa, unter dem seinerzeit, wohl 38 v. Chr., die Ubier links des Rheines angesiedelt worden waren, hatte ihren Mann begleitet und war im »opidum Ubiorum«, in der Ubierstadt, die durch den römischen Staatsaltar, die »ara«, ausgezeichnet und zur Hauptstadt auch der künftigen größeren Provinz vorherbestimmt war, mit einer Tochter, einem von insgesamt neun Kindern, niedergekommen. Diese erhielt den Namen von der Mutter und wurde zur Unterscheidung von ihr später Agrippina die Jüngere genannt. Den Geburtstag, den 6. November, kennen wir genau, das Jahr, 15 n. Chr., allenfalls auch 16 n. Chr., läßt sich erschließen. Agrippina blieb keine Zeit, emotionale Bindungen an die Stadt ihrer Geburt zu entwickeln. Denn Kaiser Tiberius, der im Jahre 14 Nachfolger seines Adoptivvaters Augustus, des Begründers

der neuen Alleinherrschaft im römischen Reich, geworden war, lehnte die Fortsetzung der Eroberungspolitik gegenüber dem noch freien Germanien rechts des Rheines ab, berief seinen Adoptivsohn Germanicus, der nach dem Willen des Augustus später in dritter Generation die Macht übernehmen sollte, zurück und entsandte ihn mit außergewöhnlichen Vollmachten in den Ostteil des Imperiums, wo in Syrien, Judäa und den angrenzenden Provinzen mit Komplikationen und Konflikten zu rechnen war. Auch später ist Agrippina, soweit wir wissen, nie nach Köln und nur einmal an den Rhein zurückgekehrt.

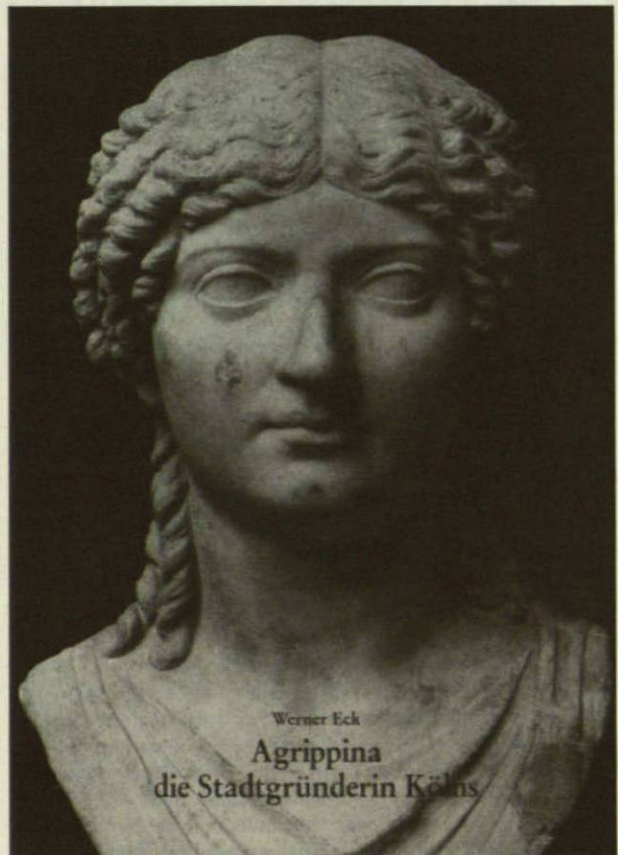
In den nur vierundvierzig Jahren ihres Lebens wurde Agrippina eine der aufregendsten, mächtigsten, aber auch skandalträchtigsten Frauen der römischen Geschichte. Zu allen Herrschergestalten ihrer Lebenszeit stand sie in einem unmittelbaren Verhältnis: Sie war die Enkelin von Kaiser Tiberius, die Schwester von Kaiser Caligula, die Nichte und Gattin von Kaiser Claudius und die Mutter von Kaiser Nero. Sie war einflußreich, sie war

gefürchtet, man bemühte sich um ihre Gunst, man schmeichelte ihr, aber sympathisch war sie offensichtlich keinem unter ihren Zeitgenossen. Nicht einmal die Ermordung durch ihren Sohn Nero hat vermocht, ihr Sympathien zu gewinnen und zu erhalten. Man hat ihr fast alles Böse zugetraut und fast alles Böse nachgesagt. Das hat auch ihr Bild bei der Nachwelt bestimmt.

Unser wichtigster Zeuge für ihr Leben und ihre Taten ist der Historiker Tacitus (ca. 57–ca. 120 n. Chr.). Er hatte in den entscheidenden Jahren seiner Entwicklung unter Kaiser Domitian (81–96) eine der schrecklichsten Willkürphasen der römischen Kaiserzeit erlebt und achtete, als er dann in seinen »Annalen«
jährweises die Herrscher der julisch-claudischen Dynastie schilderte, bei allen Bemühungen, dies »sine ira et studio«, also allein vom Logos, von der »ratio« geleitet, zu tun, sorgsam und argwöhnisch auf alles, was ihm ein Schritt auf dem Weg zu wachsender Willkür in der Ausübung der Macht zu sein schien. In dieser Hinsicht nun fand er bei Agrippina Bemerkenswertes in Fülle. Es begann schon damit, daß sie eine Frau war. Für Frauen sah die römische Tradition eine politische Tätigkeit, eine Ausübung öffentlicher Macht nicht vor. Daran hatte sich unter und seit Augustus nichts geändert.

Wir wissen fast nichts darüber, wie Agrippina sich selbst gesehen hat, wissen wenig über ihre Gedankengänge, und die Motive ihres Handelns sind nur aus dem Handeln und seinen Zusammenhängen zu erschließen. Politische Programme, öffentliche und private Schriftstücke, Selbstrechtfertigungen, Briefe oder Memoiren aus ihrer Feder (oder aus ihrem Griffel) sind nicht erhalten; zwar hat sie so etwas wie Memoiren geschrieben – »commentarii«, wie Tacitus sie nennt –, aber aus ihnen ist nicht einmal eine Handvoll Zitate überliefert (vielleicht war das, was sie dort berichtete, doch weniger pikant, als man meinen sollte). Fest steht, daß sie durch Abstammung und Familienzugehörigkeit von Anfang an in das Geflecht politischer Machtverhältnisse einbezogen war, weil sie in die »gens Augusta« hineingeboren wurde, in das Verwandtschafts-Netzwerk des Mannes, der dem römischen Staat neue, auf seine Person bezogene Machtstrukturen aufgeprägt hatte und der diese Strukturen über seinen Tod hinaus in der Weise zu sichern gewußt hatte, daß als seine Nachfolger nur seine Nachkommen in Frage kamen. Fest steht auch, daß Agrippina die Probleme und Gefahren, die eine solche Zugehörigkeit zur »gens Augusta« bedeutete, von ihren Kindheitsjahren an mit schrecklicher Intensität erlebte. Ihr Vater Germanicus starb im Jahre 19, als Agrippina drei Jahre alt war, völlig unerwartet, im Alter von nur 34 Jahren; zumindest ihre Mutter war davon überzeugt, er sei aus politischen Gründen, im Interesse oder sogar im Auftrag seines Onkels und Adoptivvaters Tiberius ermordet worden. Ihr ältester Bruder Nero Iulius Caesar

starb im Jahr 31, als Agrippina fünfzehn Jahre alt war, nach einer vom Kaiser veranlaßten Verurteilung durch den Senat, indem er, wohl gezwungenermaßen, Selbstmord beging. Ihre Mutter Agrippina die Ältere starb im Jahre 33, als Agrippina sieben Jahre alt war, nach vierjähriger Verbannung auf der Insel Pandateria (bei Neapel) durch selbstgewählten Hungertod. Ihr zweiter Bruder Drusus Iulius Caesar starb ebenfalls im Jahre 33, nachdem er mehrere Jahre im Palast des Kaisers gefangen gehalten worden war; auch er starb den Hungertod, ob freiwillig, wie seine Mutter, oder gezwungen, wie sein Bruder, ist unbekannt. Ihr dritter Bruder C. Caesar Caligula wurde im Jahre 41, als Agrippina fünfundzwanzig Jahre alt war, ermordet, nachdem der Wahnsinn seiner Herrschaft, der wohl auch ein pathologisches Phänomen war, die Grenzen zur Unerträglichkeit endgültig



Werner Eck
Agrippina
die Stadtgründerin Kölns

überschritten hatte; neben anderen Willkürakten und Verrücktheiten hatte er seinem Lieblingspferd einen Stall aus Marmor, eine Krippe aus Elfenbein und Decken aus Purpur sowie eigene Sklaven gegeben und zudem seinen Stall palastartig ausstatten lassen, damit in seinem Namen Gäste eingeladen und empfangen werden konnten; das wäre unbedingt erforderlich geworden, wenn er seine Absicht, dieses Pferd zum Konsul zu ernennen, hätte wahr machen können. Zum Zeitpunkt der Ermordung Caligulas war Agrippina in der Verbannung, nicht auf Pandateria wie ihre Mutter, sondern auf den Pontinischen Inseln, und nicht seit vier Jahren, der Zeit, die ihre Mutter zum Selbstmord getrieben hatte, sondern erst wenig mehr als ein Jahr. Aber Agrippina muß spätestens zu diesem Zeitpunkt begriffen haben, daß sie auch in Zukunft nicht auf ein ruhiges Leben rechnen konnte, daß es vielmehr für sie nur zwei Möglichkeiten gab: auf der Seite der Täter oder auf der Seite der Opfer zu stehen. Sie entschied sich für die Macht. Sie wollte die Macht um jeden Preis. Und sie kämpfte um die Macht mit allen Mitteln, auch »mit den Mitteln einer Frau«. Sie wußte sich finanzielle Ressourcen ebenso zu verschaffen wie einflußreiche Verbündete und ergebene Helfer. Nichts von dem, was sie tat, tat sie als erste; sie spielte das Spiel nach den Regeln, die sie vorgefunden hatte, aber sie spielte es souveräner und erfolgreicher als je eine Frau in Rom vor ihr.

Zu Beginn des Jahres 49 ging Kaiser Claudius, der 41 Nachfolger seines Neffen Caligula geworden war, die Ehe mit ihr ein. Auf diesen Eheschluß hatte Agrippina zielstrebig hingearbeitet. Die rechtlichen und moralischen Hindernisse, die darin bestanden, daß er als Bruder ihres Vaters Germanicus ihr leiblicher Onkel war, wurden in geeigneter Weise beiseite geräumt. Nun stand sie, 33 Jahre alt, im Zentrum und auf dem Höhepunkt der Macht. Es blieb ihr nur noch ein Ziel: diese Stellung zu festigen, auch über Claudius' Tod hinaus. Zu diesem Zweck bediente sie sich ihres Sohnes Nero, den sie im Jahre 37 in der Ehe mit ihrem ersten, inzwischen verstorbenen Mann Cn. Domitius Ahenobarbus geboren hatte. Sie erreichte nicht nur, daß er ihn seinem leiblichen Sohn Britannicus vorzog und vorsetzte. Daß Nero dann, als er nach dem Tode des Claudius im Oktober des Jahres 54 selbst die Herrschaft antrat, seinerseits aus einem Objekt der Politik zum Subjekt werden wollte und sich dazu vor allem seiner Mutter entledigen mußte, entbehrte nicht einer gewissen Konsequenz, freilich auch nicht einer gewissen Tragik. Bereits im Jahre 55 soll es zur Entfremdung zwischen Sohn und Mutter und zur allmählichen Entmachtung Agrippinas gekommen sein. Und im März 59, also knapp viereinhalb Jahre nach der letztlich durch Agrippina ermöglichten Machtübernahme Neros, wurde Agrippina auf Befehl ihres damals einundzwanzigjährigen Soh-

»Kölsche Schängerei-Maschin fö'r Mannslück un Fraulück«

Unjefähr vör enem Johr hät der Bachem Verlag dat Pappendekels-»Maschinche« et eeschte Mol an de Bochkriemere usjelivert un bis jetz allt bal dressigtausend Stöck dovun verkauf. Dat Dingen eß en nette Spillerei met drei Driehschieve, en die e Finsterche jestanz eß. Wa'mer jetz de Schieve wiggerdäut, ka'mer »fründlije« Wööt avlese, die mer 'nem »lahme, knüselije Kniesbüggel« ov ener »fippije, opjedonnerte Juffer« an der Kopp werfe kann.

Verstande han ich nit, dat sich immer bloß de Kääls met de Fraue zänke solle, ov de Fraue met de Kääls. Well nämlich enen Mannslückshär met ener kölsche Krat schänge ov mööch en Fraulücksdam sich met ener Zantipp fäje, dann muß mer op der Maschin si Jeschlääch »ömprujrammeere«, söns klapp et nit.

Bei e paar Schängereie muß mer allt ens jet nohhelfe, domet et Kölsch bliev. Fö'r e Beispill: »lahme, drüje Krawallbotz«, »jeresene, knatschjecke Flatschmuul« un »fiese, möde Aap«.

Ävver lore mer uns dat Maschinche noch ens jet jenauer an. Et hät drei rund Schieve, un op jeder Schiev ston sechzehn kölsche Usdröck, die mer, wie mer well, kumbeneere kann. Dat sin alsu, vun zwei Sigge besinn, vierunsechzig Eijeschaffswöder un zweiundressig Dingwöder. Eijentlich e beßje winnig fö'r sechs Mark achzig! Wa'mer ävver dem »Riese's Adam« vum Verlag jläuve kann un die »Kumbenatiöncher« vun hinge un vörre durchenander wöhlt, kütt mer op zweiundressigtausendsibbehundertaaachunsechzig Müjjelichkeite, fö'r op Kölsch ze schänge. Un troztdäm dät ich mich nit traue, et met esu enem Maschinche jäjen en kölsche Maatfrau opzenemme!

B. Gravelott

»Kölsche Schängerei-Maschin fö'r Mannslück - fö'r Fraulück.«
J. P. Bachem Verlag, Köln, 1992.

nes ermordet. Muttermord galt auch in dieser Zeit, der, wenn wir ihren Geschichtsschreibern glauben wollen, nichts mehr heilig war, als eine Ungeheuerlichkeit. Diese Tat fand ihresgleichen nur in mythischer Vorzeit. So las man es in Rom an den Häuserwänden: »Orest, Alkmäon, Nero - Muttermörder!« Um sich zu rechtfertigen, proklamierte der Sohn das Sündenregister seiner Mutter. Und man war bereit, jede üble Nachrede zu glauben. Agrippina lebte nicht fort als Opfer des Scheusals Nero, sondern als Mutter dieses Scheusals. Auch offiziell wurde ihr Andenken verflucht, ihre Statuen wurden zerstört oder zumindest entfernt, ihr Name auf Inschriften getilgt, ihr Geburtstag zu einem Un-

glückstag erklärt; es ist sogar eine Münze erhalten, auf der ihr Bild von einem gezielten Meißelschlag zerspalten ist.

Was hier in den Grundlinien skizziert wurde, wird mit allen Details der historischen Beweisführung dargestellt in dem neuen Buch über Agrippina von Werner Eck, Professor für Alte Geschichte an der Universität zu Köln. (Wir dürfen es uns positiv anrechnen, daß eine der ersten Anregungen zur Abfassung dieses Buches der Vortrag war, den Professor Eck im April 1988 im Rahmen unseres Vereinsprogramms gehalten hat.) Der Nachweis der antiken Quellenbelege und die Diskussion der Forschungsthesen erfolgt nach allen Regeln der Kunst; zu (netto) 57 Seiten Text gehören 212 Anmerkungen. Mancher, der aus Interesse für Agrippina dieses Buch liest, ohne Geschichte studieren zu wollen oder je studiert zu haben, würde es wohl begrüßen, wenn manchmal statt eines Verweises auf andere Bücher deren Ergebnisse kurz mitgeteilt würden; manchmal stellt er vielleicht auch andere Fragen, etwa wie Agrippina wohl die zum Teil weiten Strecken, die sie zurückzulegen hatte, bewältigte oder ob die prachtvollen und lang herabhängenden Locken, die man bei allen von ihr erhaltenen bildlichen Darstellungen sieht, echt sind. Aber Werner Eck hat für sein Buch ein eher gelehrtes oder zumindest historisch interessiertes Publikum im Blick. Das bezeugt deutlich der Untertitel: »Eine Frau in der frühkaiserlichen Politik«. Beabsichtigt ist also keine Biographie, sondern eine Darstellung der Stellung, die Agrippina als Frau im Geflecht der politischen Kräfte ihrer Zeit erwarb – und wieder verlor. Was versprochen ist, ist geleistet. Und daß strenge Geschichtswissenschaft auch spannend sein kann, zeigt etwa das Kapitel »Der Muttermord«.

S. 11 ist das Geburtsjahr des Caligula irrtümlich mit 12 v.Chr. statt mit 12 n. Chr. angegeben; er war nur wenige Jahre älter als seine Schwester Agrippina. S. 46 ist zu der angeblichen Weissagung des Cn. Domitius Ahenobarbus über den Charakter eines Sohnes, der ihn zum Vater und Agrippina zur Mutter habe, die Angabe der Fundstelle vergessen: Das steht so in Kapitel 6 der Nero-Vita des Sueton. Auf den Seiten 55–59 sind bei den Abbildungen einiger Münzen Vorder- und Rückseite vertauscht, so daß die Legenden nicht zu den Bildern stimmen. Im Verzeichnis der Abkürzungen S. 81 fehlt ZPE. Das alles läßt sich in einer zweiten Auflage leicht verbessern.

Zwei Dinge sind es, die man in der Darstellung von Werner Eck besonders deutlich erkennen kann. Das eine ist, eine wie große Rolle in der frühkaiserlichen Politik symbolisches Denken, symbolische Sprache und symbolische Vorgänge spielen. Da wird genau registriert, daß Agrippina als erste unter den Frauen, die so oder so Anteil an kaiserlicher Macht gewannen, zu Lebzeiten

SAUBER

Die Erdgas-Heizung.

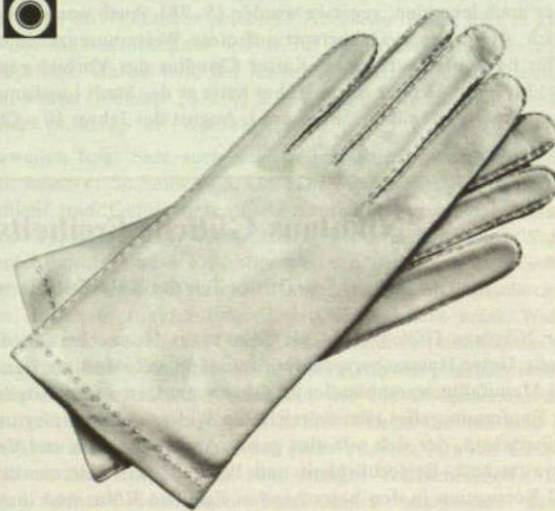
erdgas

Na sauber: Eine Erdgas-Heizung läßt sich nahezu ohne Schmutz installieren. Sie ist pflegeleicht und komfortabel. Gute Gründe, sich für Heizen mit Erdgas zu entscheiden und das GEW-Vorteilspaket zu nutzen. Es beinhaltet z.B. Beratung, Festpreis, sauberen Einbau und Finanzierungshilfen.

Am besten Sie rufen den GEW-Energieberater an. Er informiert Sie gern. Natürlich kostenlos. Tel.: 178-3311.



Gas-, Elektrizitäts-
und Wasserwerke Köln
Aktiengesellschaft



ihres Mannes den Titel »Augusta« führen durfte. Da ist es von entscheidender Wichtigkeit, ob auf einer Münze ein Bildnis auf der Vorderseite oder der Rückseite erscheint und ein Name im Nominativ oder Dativ verwendet wird. Da muß durch eine scheinbare Ehrbezeugung unbedingt verhindert werden, daß Agrippina, als der Kaiser in offizieller Funktion eine Gesandtschaft empfängt, neben ihm Platz nimmt.

Das andere sind die Zusammenhänge, in denen die Erhebung von Agrippinas Geburtsstadt, des »oppidum Ubiorum«, in den Rang einer »colonia« (die Römer sprechen von der »deductio« einer »colonia«) steht. Tacitus berichtet, es sei Agrippinas Ziel gewesen, auch den verbündeten Völkern ihre Macht zu zeigen, nachdem diese Macht in Rom schon unübersehbar und anerkannt war. Hier zeigt Werner Eck nun, daß es Agrippina darüber hinaus auch in diesem Punkte darum ging, ihrem Gatten Claudius gleichwertig zu sein (S. 43). Denn die Gründung einer »colonia« durch Agrippina und die Benennung dieser »colonia« nach ihrem Namen – »Colonia Claudia Ara Agrippinensium« – war für römische Vorstellungen etwas völlig Neues (S. 77). Noch nie war einer römischen »colonia« der Name einer Frau, sogar einer noch lebenden, gegeben worden (S. 78). Auch war es nicht üblich, den eigenen Geburtsort auf diese Weise auszuzeichnen. Dafür hatte erst kurz zuvor Kaiser Claudius das Vorbild gegeben: Im Jahre 48 oder etwas früher hatte er der Stadt Lugdunum (heute Lyon) in Gallien, wo er am 1. August des Jahres 10 v. Chr.

geboren worden war und das schon seit Jahrzehnten eine römische »colonia« gewesen war, den neuen Beinamen »Claudia« verliehen. Eben in dieser Hinsicht wollte Agrippina gleichziehen. Bei ihrer Geburtsstadt allerdings mußten zwei Schritte gleichzeitig getan werden. Die Erhebung zur »colonia« und die Verleihung des Namens fielen zusammen – ein noch viel auffallenderes Ereignis. »Die Koloniegründung war damit ein Mittel im Kampf Agrippinas um ihre eigene Position innerhalb des politischen Machtssystems« (S. 78 f.). Aber was Mittel zum Zweck sein sollte, verselbständigte sich; die Erhebung des »oppidum Ubiorum« zur »colonia« wurde die Tat Agrippinas mit der zeitlich weitreichendsten historischen Wirkung: »Wenn im Jahre 50 n. Chr. nicht auf Betreiben Agrippinas eine Kolonie in das »oppidum Ubiorum« deduziert worden wäre, dann trüge die Stadt heute einen anderen Namen. Die Ironie der Geschichte wollte es freilich, daß der Gründungsakt, die durch Agrippina veranlaßte Deduktion der Kolonie, im Namen der Stadt Köln bewahrt blieb. Den Namen der Gründerin aber machte die Zeit überflüssig« (S. 80). In diesem Sinne ist Agrippina also zwar nicht die Gründerin, aber, wie es im Titel dieses Buches pointiert heißt, die »Stadtgründerin Kölns«. Heribert A. Hilgers

Werner Eck, »Agrippina, die Stadtgründerin Kölns. Eine Frau in der frühkaiserzeitlichen Politik«. Greven Verlag, Köln, 1993. 91 Seiten mit 23 Schwarzweiß-Abbildungen sowie zwei weiteren auf Vorder- und Rückseite des Einbands.

Nikolaus Gülich: Freiheitsheld oder gemeiner Aufrührer?

Dritter Teil der Köln-Trilogie von Herbert Sinz: »Der kölnische Rebell«

War Nikolaus Gülich, 1644 als Sohn eines Hutmachers in der Straße Unter Hutmacher geboren, seit 1668 selbständiger Band- und Manufakturwarenhändler an Obenmarspforten und Mitglied der Kaufmannsgaffel Himmelreich, ein Widerstandskämpfer und Freiheitsheld, der sich selbstlos gegen Amtsmißbrauch und Vetterwirtschaft, Bestechlichkeit und Parteilichkeit, Stimmenkauf und Korruption in den herrschenden Familien Kölns und ihrem Anhang einsetzte, oder sammelte er, nach einem noch heute bekannten Modell, mit der Parole »Wohlstand für alle« die »Protestwähler« seiner Zeit hinter sich, bis es ihm gelungen war, an die Stelle der Mächtigen und Besserverdienenden sich selbst und seine Freunde zu setzen? Ist seine Rebellion ein Musterbeispiel dafür, daß in einem Gemeinwesen das »gesunde Volksempfinden«, unter Berufung auf die Gerechtigkeit, sich nicht an die Stelle des Rechts setzen darf, solange nicht die Selbstreinigungskräfte

der alten Rechtsordnung genutzt sind, oder bietet sie einen Beweis dafür, daß der »kleine Mann«, auch wenn er recht hat, sich nicht durchsetzen kann, weil die Großen, mögen sie auch sonst zerstritten sein, im Ernstfall gegen ihn zusammenhalten? War das, was Gülich und seine Gesinnungsgenossen, an der Spitze Abraham Sax und Anton Meshov, als neue Ordnung verwirklichen wollten, so viel besser als die alte, daß die Gewalt, mit der sich der Umsturz vollziehen mußte, und die Willkür, die ihm folgte, gerechtfertigt waren? Diesen Fragen, die in der kölnischen Geschichtsschreibung sehr unterschiedlich beantwortet werden, mußte sich auch Herbert Sinz stellen, als er den »kölnischen Rebell« Nikolaus Gülich und seine Zeit zum Thema des dritten Bandes seiner Köln-Trilogie machte, und wenn ich das richtig sehe, hat er diese Fragen zwar gesehen, aber er läßt sie offen. Jedenfalls vermeidet er Schwarzweißmalerei, und das

kommt, um im Bilde zu bleiben, der Buntheit seines Romans nur zugute.

Erster Anlaß dafür, daß Gülich gegen Rat und Stadtr Regiment vorgeht, ist nicht ein Einsatz für unterprivilegierte Mitbürger, er verfolgt vielmehr durchaus persönliche Interessen: Nachdem 1679 Truppen im Dienst der Stadt Osnabrück kölnische Kaufleute, darunter Nikolaus Gülich, überfallen hatten und nur gegen ein Lösegeld von fünfzehntausend Talern, eine angeblich oder tatsächlich von der Stadt geschuldete Summe, freilassen wollten, hatte die Stadt diesen Betrag zwar gezahlt, verlangte ihn aber später, weil der Stadtsäckel aufgrund wirtschaftlicher Schwierigkeiten leer sei, von den Betroffenen anteilig zurück; Gülich und andere vertraten die Meinung, der Rechtsschutz für Kölner Bürger gehöre zu den vornehmsten Aufgaben der Stadt, und verweigerten die Rückzahlung. Von diesem Geschehnis an folgt Sinz, manchmal dicht, manchmal in größeren Zeitsprüngen, den bekannten Daten aus Gülichs Leben bis zur Enthauptung auf der Mülheimer Heide (Sinz: bei der Windmühle von Deutz, S. 232), die am 23. Februar 1686 im Namen des Kaisers erfolgte; dabei bezieht er geschickt auch andere zeitgeschichtliche Ereignisse ein und malt phantasievoll die Umstände von Gülichs Privatleben aus, einschließlich der verhaltenen Liebschaften mit der Schneiderstochter Eva Liebenthal aus der Bolzengasse, der Leipziger Kaufmannstochter Martina Gottschalk und der im Haus seines Oheims Aribert de Reux tätigen und von diesem schließlich adoptierten Dienstmagd Sabine aus dem Sauerland.

Leider kommen fast alle Arten von Schönheitsfehlern, die schon in »Die schöne Kölnerin« (siehe Heft 88 von »Alt-Köln«) und »Der junge Overstolz« (siehe Heft 89 von »Alt-Köln«) zu verzeichnen waren, auch hier wieder vor. Das fängt mit den Druckfehlern an. Aber während man »Mitterleib« (S. 66) noch leicht als Mutterleib, »Hauptalter« (S. 23) als Hauptaltar und auch »Taler« (S. 37) als Talar identifizieren kann, wird an anderen Stellen dem Leser schon mehr abverlangt oder zugemutet: Mit »Seifenschneidern« (S. 44) ist Seifenscheidern gemeint, mit »Fischermarkt« (S. 45) Fischmarkt, mit »Bauernbank« (S. 53) Bauerbank, mit »Gawürkern« (S. 73) Sarwürkern (vgl. S. 163), mit »verschmitzt« (S. 114) verschwitzt, mit »prägt den Grund« (S. 194) trägt den Grund und mit »Kerkerschaft« (S. 223) Kerkerhaft; »gebrandmarkt« (S. 37) ist möglicherweise ein Druckfehler für gebrandschatzt. – Das Wort »Placken« (S. 64), das Sinz ja auch in »Der junge Overstolz« mehrfach verwendet und das ich nur in der Form »Placker« kenne, bedeutet Straßenräuber; das Wort »Florethändler« (S. 7) ist von frz. fleuret (Seide, Seidenband) abgeleitet und wird deshalb auch Florethändler geschrieben; das Wort »Bittwert« (S. 167) kann ich nicht erklären,

es fehlt auch im großen Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm. – Daß auch fehlerhafte Zeichensetzung das Textverständnis erschwert, kann man S. 182 sehen: Erst wenn man das Komma zwischen »Judas« und »Makkabäus« streicht, stimmt die Zahl der neun guten Helden im Hansesaal des Rathauses.

Als besonders druckfehleranfällig erweisen sich wieder lateinische und kölsche Texte. Von vielen nenne ich nur je ein Beispiel. Statt »Mandatum cassatorium annullatorium« (S. 185) muß es »Mandatum cassatorium annullatoriumque« heißen, und S. 223 stolpert man u. a. über »Et hät noch emmer, emmer joot je-jange« und »Nasarines«.

Auch ansonsten ergeben sich mancherlei Fragen: Waren die Karmeliterinnen in der Schnurgasse, die ich nur als einen kontemplativen Orden mit strenger Klausur kenne, zu Gülichs Zeit wirklich in Lehre und Krankenpflege tätig (S. 14, S. 15, S. 84 u. ö.)? War Köln zu Gülichs Zeit wirklich, wie dann im preußischen Jahrhundert seit 1815, eine »Festung« mit einem »Kommandanten« (S. 36)? Wem wäre dieser denn unterstellt gewesen? Gab es zu Gülichs Zeit in Köln wirklich eine »Jülichstraße« (S. 221)? Ist mit dem biblischen »Brief an die Timoter« (S. 41) der Brief an Timotheus gemeint? Aber von diesen gibt es zwei, so daß die Stellenangabe 4,8–16 für die Epistel jedenfalls ungenau bleibt. Warum wird der junge, holländische Chirurg manchmal »Peter Johann« (S. 114, S. 134, S. 135), manchmal »Johann Peter« (S. 115, S. 117, S. 134) genannt?

Zuweilen folgt Sinz auch wieder dem Prinzip »Dubbelt jeniht hält besser«: So heißt es S. 49: »Du wirst sehen, daß Jungfräulichkeit und Gefühlstiefe, Gehorsam und persönliche Verantwortung, Armut und Wertschätzung des Irdischen keine Widersprüche sind«, und S. 178: »Sie wird dir beibringen, daß Gehorsam und persönliche Verantwortung, Armut und Wertschätzung des Irdischen, Jungfräulichkeit und Gefühlstiefe keine Widersprüche sind«, ebenso S. 105: »Dieses Gelübde (nämlich das der Jungfräulichkeit, von dem vorher die Rede war) verhält sich zu jeder anderen Art von Keuschheit, wie das Vollkommene zum weniger Vollkommenen«, und S. 210: »Daher verhält sich das Gelübde der Jungfräulichkeit zu jeder anderen Art von Keuschheit wie das Vollkommene zum weniger Vollkommenen«. Daß Eva »den Ordensnamen Bonaventura bekommen hatte« (S. 104), weiß der aufmerksame Leser schon von S. 83 und S. 85. Der »Pfarrer von St. Ursula« (S. 40) muß zu Gülichs Zeit der Pfarrer von St. Maria Ablaß gewesen sein, ebenso der »Pfarrer von St. Gereon« (S. 206) der Pfarrer von St. Christoph. Stephan Lochner (S. 126) war zu Gülichs Zeit als Maler des Altarbildes der Stadtpatrone noch nicht bekannt, und übrigens befand sich dieses Bild nicht »im Rathaus« (ebd.), sondern in der Ratskapelle St. Maria in Jerusalem.

Wer will, mag über all dies hinweglesen. Irritierend allerdings ist, wie Sinz die Kölner Bürgermeister, die Gülichs wichtigste Antipoden in den Auseinandersetzungen waren, behandelt. Offensichtlich hat er nicht gewußt, daß ein Mitglied des Rates nur in jedem dritten Jahr Bürgermeister werden konnte. In den beiden Zwischenjahren war er nicht ohne Einfluß, aber Bürgermeister war er nicht. Caspar von Cronenburg zum Beispiel bekleidete dieses Amt in den Jahren 1667, 1670, 1673, 1676 und 1679, wird von Sinz aber auch 1680 (S. 106, S. 121) und 1681 (S. 139) Bürgermeister genannt; desgleichen war Maximilian von Creps 1677 und 1680 in Amt und Würden, nach Sinz aber auch 1679 (S. 8) und 1681 (S. 139). Während Sinz bei den Bürgermeistern nur historisch beglaubigte Personen auftreten läßt, hat er, wenn das 1982 erschienene »Ratsherrenverzeichnis von Köln« von Herbert E. Schleicher zuverlässig ist, die Ratsherren Gisbert von Lysken und Hyronimus Linten (S. 62) sowie Georg Krups und Julius Rimagen (S. 74) erfunden.

Die Regel, daß man sich auf die von Sinz angegebenen Daten verlassen kann, wird in diesem Buch durch ein paar Ausnahmen bestätigt. Nach meinem Wissen wurde der Kölner Notar Gereon

Hesselmann nicht »in der Morgenfrühe eines heiteren Maientages« (S. 151), sondern am 17. Juli 1682 verhaftet, erfolgte »der Gegenangriff des Magistrats« nicht »eine Woche später« (S. 157) als der 27. Juli 1682, sondern erst nach sechs Wochen am 11. September 1682, und wurde Nikolaus Gülich nicht »gleichzeitig« (S. 165) zum Syndicus specialis bei der Generalinquisition und zum städtischen Syndicus gewählt, geschah vielmehr das eine am 5. Juli, das andere am 14. Juli 1683.

Der Verlag teilt mit, daß Herbert Sinz dieses Buch »nach einer schweren Operation in der Klinik in Köln-Merheim« vollendet hat und daß seine Leidenszeit die Gestaltung des Romans mitgeprägt hat (Einband-Rückseite). Es ist sein letztes geworden. Am 26. Juli 1989 starb er im Alter von sechsundsiebzig Jahren. Es wäre ein Akt der Pietät, spätere Auflagen der drei Bände seiner Köln-Trilogie so durchzusehen, daß die Stärken des Autors möglichst ungetrübt zur Geltung kommen. Ich wünsche mir das auch im Interesse der nicht sehr reichlichen Erzählliteratur zur kölnischen Geschichte.

Heribert A. Hilgers

Herbert Sinz, »Der kölnische Rebell. Ein Roman um Nikolaus Gülich«. Verlag J. P. Bachem Köln 1989, 235 Seiten.

Die Post des Heimatvereins hat viele Ziele

Eine Übersicht über die räumliche Verteilung unserer Mitglieder nach Postleitzahlen

Die Einführung der neuen, fünfstelligen Postleitzahlen hat von Schriftführer und Schatzmeister des Heimatvereins erhebliche Arbeit gefordert. Wer Vergleichsmöglichkeiten hat, konnte feststellen, daß wir mit zu den Schnellsten gehörten. Dafür gebührt Hubert Philippsen und Franz Cramer herzlicher Dank. Die Mehrarbeit hat nun auch interessante Nebenergebnisse. Der von Schatzmeister Franz Cramer sachkundig und spielfreudig bediente Vereins-Computer ist imstande, eine neue Übersicht über die räumliche Verteilung unserer Mitglieder zu bieten. Sein »Output« zeigt, bei einer Sortierung nach Postleitzahlen, die beachtliche Zahl von einhundert Postzustellungsorten (die Zahl der Wohnorte wäre also noch größer), in denen die Briefträger regelmäßig Post mit dem Emblem des Heimatvereins austragen. 333 unserer Mitglieder außerhalb von Köln sind die Adressaten.

Aachen	3	Bergheim	7
Bad Honnef	1	Bergisch Gladbach	35
Bad Neuenahr-Ahrweiler	6	Berlin	2
Bad Schwalbach	1	Birkenbeul	1
Bad Tölz	1	Blankenheim	1

Bonn	6	Grevenbroich	1
Brühl	12	Großblittgen	1
Chur (Schweiz)	1	Gummersbach	1
Darmstadt	1	Haan	2
Densborn	1	Hagen	1
Dettelbach	1	Hamburg	2
Dormagen	10	Hannover	1
Dortmund	1	Hennef	1
Düren	3	Herne	1
Eitorf	1	Hilden	1
Elsdorf	1	Hückeswagen	1
Erfstadt	7	Hürth	24
Essen	2	Ingolstadt	2
Euskirchen	3	Jülich	1
Frankfurt	2	Kaarst	2
Frechen	9	Karlsruhe	1
Freiburg/Breisgau	1	Kerpen	1
Garmisch-Partenkirchen	1	Kleve	1
Gelsenkirchen	1	Koblenz	1
Gladbeck	1	Königswinter	1

Krefeld	4	Pulheim	20
Kürten	2	Reichshof	1
Langenfeld	2	Reinbek	1
Langerwehe	1	Remagen	2
Leichlingen	1	Remscheid	1
Leverkusen	19	Rheinbach	1
Lindlar	4	Rösrath	10
Lissendorf	1	Rommerskirchen	1
Lohmar	3	Sankt Augustin	2
Ludwigshafen	1	Siegburg	4
Marienheide	1	Stolberg	1
Mechernich	1	Stuttgart	1
Meckenheim	3	Tönisvorst	2
Meerbusch	1	Trier	1
Merzig	1	Troisdorf	8
Mettmann	1	Uhltingen-Mühlhofen	2
Moers	3	Vanves (Frankreich)	1
Much	2	Warendorf	1
Münster/Westfalen	1	Weilerswist	6
Müsenbach	1	Wesseling	15
Neuss	2	Westhofen	1
Niederkassel	3	Willich	2
Odenthal	5	Wülfrath	2
Overath	6	Wuppertal	1
Oxford (Großbritannien)	1	Zülpich	1

Die Clique vom »Plätzchen«

Geschichten aus dem Mülheim der Kriegsjahre 1940–1944

Knochenhart sind sie, die Jungen vom »Plätzchen«, dem Wilhelm-Gustloff-Platz in Mülheim, knochenhart sind die Proben, die zu bestehen hat, wer in die Clique aufgenommen werden will, und knochenhart, zuweilen drastisch und vielleicht nicht nach jedermanns Geschmack sind die Geschichten, an die der Bolli, einer von ihnen, sich nun, über vierzig Jahre später, erinnert. Anlaß dazu ist, wie man aus dem Einleitungskapitel ohne Überschrift erfährt, daß er 1984, nach der Beerdigung seiner Tante »Müppchen«, die XOX-Dose wieder in die Hand bekommt, in der er damals die mit seiner Agfa-Box geknipsten Fotos gesammelt hat. Jedes dieser Bilder erzählt eine Geschichte, und elf von ihnen (man muß etwas mühsam nachzählen, weil der Verlag ein Inhaltsverzeichnis vergessen hat) sind in dem Buch »... und nebenbei war Krieg« von Rolf Hülsebusch zu lesen.

Ob dieser Einleitungsbericht nun wahr ist oder ein bißchen erfunden, wie die Bezeichnung »Roman« (zwar nicht auf der Titel-

seite, aber) auf dem Schutzumschlag andeutet, jedenfalls sind die Geschichten von großer Dichte und rekonstruieren, offensichtlich mit mehr oder weniger starken autobiographischen Elementen, die Lebenswirklichkeit dieser jungen Burschen zwischen Kindheit und Erwachsensein im Mülheim der Kriegsjahre 1940–1944 – mit vielen Details der Topographie (der Wilhelm-Gustloff-Platz ist der heutige Präses-Richter-Platz), des Schulunterrichts, der Lektüre (Karl May, Hans Dominik, aber auch »Das Auto ohne Rücklicht« und »Die schwere Nacht von Kerviszell«, S. 202, und, damals schon als veraltet geltend, »Der gute Kamerad«), der Ernährung, der Stars (Rosita Serrano, Margot Hiel-scher, Rudi Schuricke, Wilhelm Strienz), der Sprache, der Lieder (»Wir lagen vor Madagaskar«, »Wilde Gesellen, vom Sturmwind durchweht«), selbstverständlich auch des NS-Alltags und der schließlich immer übermächtigeren Kriegswirklichkeit. Es sind vor allem Familien der Mittelschicht, aus denen die Mitglieder der »Plätzchen«-Clique stammen; sie wohnen in kleinen Einfamilienhäusern und besuchen die Oberschule, für die sie Latein-Vokabeln pauken, machen mit in der Hitlerjugend (auch als »Jungenschaftsführer mit rot-weißer Schnur auf dem Braunhemd«, S. 23) und im FEKO (Feuerlösch-Einsatz-Kommando), nehmen das NS-Regime als die herrschende Selbstverständlichkeit und die NS-Bonzen als die selbstverständlich Herrschenden. Die Versuche von Widerstand, von denen sie erfahren, erleben sie eher wie die spannenden Abenteuer, die sie aus ihren Jugendbüchern kennen. Halb neugierig, halb orientierungslos reagieren sie auf die von Tag zu Tag wachsenden Bereiche von Desorganisation und Chaos. Im Herbst 1944 erhält der Bolli, wie die meisten anderen aus der Clique schon vor ihm, seinen Gestellungsbefehl. Kurz danach, am 28. Oktober, wird seine Familie ausgebombt. Die XOX-Dose mit den Fotos wird durch Zufall gerettet.

Am wenigsten verlässlich ist der Autor Rolf Hülsebusch, wenn es um Kölsch geht. Ab S. 222 heißt es über viele Seiten hinweg »Kraten« statt »Krade(n)«. Ein Jemölsch wie »Dreckige Sau, dat du bis! Dinge Mann an der Front, un du drievs et mit andere Kerls in ührem Ehebett!« (S. 162) müßte auch nicht sein. Und der Satz »Ja, der Jung is da, macht jrade Aufgaben für Jrieschisch im Jartenhäuschen« (S. 105) ist entgegen der Meinung von Hülsebusch (S. 106) kein Kölsch, sondern rheinisch gesprochenes Hochdeutsch. – Das Landsknechtslied, das S. 88 zitiert wird, als wären es zwei, kenne ich als »Wir sind des Geyers schwarzer Haufen«; sein Refrain endet jedenfalls: »Setzt aufs Klosterdach den roten Hahn!« – Auf den Major »Hendricks« und auf den ersten Luftalarm in Köln (S. 21) will ich bei anderer Gelegenheit zurückkommen. – Erwähnenswerte, das heißt die Lektüre störende Druckfehler gibt es kaum, allenfalls »ein rich-

ter Einsatz« (S. 164) statt »ein richtiger Einsatz«, »ihm gegenüber dem Tisch« (S. 174) statt »ihm gegenüber am Tisch« und vor allem »einträglich nebeneinander« (S. 247) statt »einträchtig nebeneinander«.

Nach den Informationen des Verlags ist Rolf Hülsebusch 1927 in Mülheim geboren. Dort wuchs er in einem bürgerlichen, katholisch geprägten Elternhaus auf, besuchte die Oberschule für Jungen, war aktiv in der Hitler-Jugend, wurde mit siebzehn Kriegsfreiwilliger, ging nach Kriegsende und kurzer Gefangenschaft zurück auf die »Penne« und begann 1947 eine Ausbildung als Werbeschriftsteller (heute sagt man: Texter). Nach fünfzehn Berufsjahren in Köln und weiteren acht in Frankfurt, in denen er es zum Geschäftsführer einer internationalen Werbeagentur brachte, kehrte er nach Köln zurück, wo er als Werbeberater tätig war, und verlegte sich Ende der achtziger Jahre aufs Schreiben. »... und nebenbei war Krieg« ist sein erstes Buch.

Noch einmal: Eine erbauliche Lektüre für zartbesaitete Gemüter ist das nicht, und auch als Weihnachtsgeschenk fürs Enkelchen ist es nicht geeignet. Aber schreiben kann der Bursche! HAH

Rolf Hülsebusch, »... und nebenbei war Krieg.« Emons Verlag, Köln, 1988. 249 Seiten.

Dä hellige Mann em Spidol

Die ungewöhnlichste Nikolaus-Geschichte Suitbert Heimbachs

Die hier wiederabgedruckte Erzählung ist zum ersten Mal am 29. November 1964 in der »Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln« veröffentlicht worden. In Buchform ist sie nie erschienen, wie die meisten kölschen Texte, die Suitbert Heimbach geschrieben hat, nachdem 1961 sein Buch »Et wor ens...« in der Reihe »Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart« des Heimatvereins Alt-Köln als Band 36 herausgekommen war. – Heimbach, der am 10. November 1894 in Kriel geboren wurde und am 27. Mai 1969 starb, war zu der Zeit, als diese Geschichte spielt, Lehrer an der alten Krieler Volksschule Ecke Gleueler und Schlegelstraße. HAH

Dä hellige Mann em Spidol¹⁾

Em Elisabeth-Spidol zo Huhling²⁾ wor, mer schrevv 1937, Nut am Mann. Et ging op dä 6. Dezember an, un eesch jitz, alsu kooz vör singem Ihredag, hatt dä hellige Mann däm Prälat³⁾ em Spidol sage loße, hä künnt dis Johr unmügelich bei in en't Spidol kumme; denn en Ling⁴⁾ wör die Puutezahl su groß woode, dat im un singem Hans Muff beim beste Welle kein Zick blevv.

»Lort ens«, su leet hä sage, »ov ehr en Ling keine reputeerliche Mann hatt, dä mich usnahmswies ens vertredde kann; wat hä nüdig hät, gevven ich erenn.« Weil ich no en lang Figor hatt un e Geseech, en däm sich got ne Baat un Schnäuzer anbränge leet, wood ich för reputeerlich genog gehalde un sollt dä hellige Mann vertredde.

Et fing ald nit got an, wie ich minge weltliche Anzog met Himmelskleider vertuusche sollt. Weil se em Himmel bekanntlich all wieße Bein han, sollt ich lang wieße Strümp antrecke. Bei mingem Iggele⁵⁾ trot ich met einem Foß durch ein vun dä dönne Strumpbein, un dat gov ne mächtige Reß. Och dä Baat un Schnäuzer mahten Moläste⁶⁾. Die wodten nit, wie mer meine sollt, nor angekläv, nā, die woren an nem Drohtgitter faßgemaht, un dat wood meer en't Geseech gehange. Ich kom meer wie ne Hungk met Mulkorv vör un kunnt kei Wöötche spreche. Wie se, öm dat avzostelle, dä Droht durchgeschnedde hatte, hing minge Baat op d'r Broß, drüvver wor alles bläck. Dat soch jo och nit us. Met d'r Mitra wollt et eesch och nit klappe. Weil richtige hellige Männer secher deckere Köpp wie ich han, stund mer die Mitra op de Ohre, un eesch wie mer en decke Zeidung drenn gehoff hatte, sohß se faß. Met d'r Zick⁷⁾ kome mer dann doch zerrääch, un wie ich mich ens em Spiegel belore dāt, kannt ich mich selvs nit mih.

Un dann ging die Rundreis los. Sibbehundert Bedder dāten, wie mer gesaht wood, op dä hellige Mann wade, un alles wor ganz opperäg. Dat kunnt jo heiter wāde. Ald jitz muß ich sage, dat se all, bei die ich kumme ben, nett un maneerlich wore, un selvs die größte Rabaue, dovun woren e ganz Deil do, leeten et nit drop ankumme, vum Knääch Rupprech Reß ze krige. Nor ne gode Fuffziger⁸⁾ hätt uns bal gezwunge, in em Sack metzenemme, un nor singe decke Buch, dä nit en dä Sack ging, hät in bewaht. Et ganze Zemmer wor bedröv dröm.

Wenn ich all dat opschrieve wöllt, wat ich en minger Helligefahrt erläv han, mööt ich e deck Boch schrieve. Ich well he nor e paar Stöckelcher verzälle, die us dām gewöhnliche Rahme erusfalle. Mehstents ging et jo su, dat dä hellige Mann an e Bett kom, einem de Levitte los un met gode Ermahnunge en Bloss Leckersch gov. Die mehste woren dann fruh wie klein Kinder. – Wenn ich op ner Station ankom, stund do ald die Stationsschwester met zwei Engelcher, die en brennende Kääz hatte un uns vöruustroke. Ungerwāgs dāt ich die Knubbele Minsche, die do erömstundte, sähne un glichzigig op die Schwester höre, die meer üvver dä eine oder andere Kranke en Besonderheit zoflöstere dāt. Su säht ein Schwester beispillswies för mich, em fünfte Bett vun dām un dām Zemmer lög einer, dä nie de Kapp usdun un sich nit wäsche wöllt. Richtig, em fünfte Bett log en echte

Lernen Sie jetzt das neue Seniorenstift Köln-Porz kennen



Am 1. Oktober 1992 wurde das neue Elisa Seniorenstift in Köln-Porz eröffnet. „Elisa“ steht für ein Leben in Sicherheit und Aktivität. Und genau das ist unser Angebot. Wenn Sie sich auch im Alter Ihre Unabhängigkeit bewahren und trotzdem bestens versorgt sein wollen, dann sollten Sie jetzt das Elisa Seniorenstift kennenlernen.

Fragen Sie nach den vielen Vorteilen, die Sie hier genießen – von der idealen Lage am Rhein

über das große Freizeitangebot mit Werk- und Gymnastikraum sowie Bewegungsbad bis zur beruhigenden Pflegeversicherung „Solidargemeinschaft Pflegefall“, die Ihnen das Elisa Seniorenstift heute schon anbietet.

Rufen Sie an. Besuchen Sie unsere Informationsveranstaltungen. Und bitte bald. Bevor Ihr Platz vielleicht besetzt ist.

Elisa Seniorenstift
Dülkenstraße 18 · 51143 Köln
Tel. 0 22 03/5 94 09
Sie erreichen uns:
Straßenbahnhaltestelle Steinstraße
Zugang:
Verlängerung der Josefstraße


Elisa
Seniorenstift Köln

Prümm⁹⁾, die de Kapp deaf üvver de Ohre getrocke hatt un ärg ungebleich¹⁰⁾ ussoch. Ich leet dä Mann bei mich bränge un verlangte vun im, hä sollt sich tireck ens wäsche, ich wöllt dat sinn. Die Prümm griemelte nor, un wie ich en heiligem Zorn schänge dät, fing se laut an ze laache. Lang hät se dat allerdings nit gedon; denn wie zwei Zemmergenosse se an de Wasserleitung troke un ne drette ehr en große Gees¹¹⁾ Wasser üvver dä Kopp laufe leeß, versproch se heilig un secher, sich jitz luuter ze wäsche.

E steinalt Mütterche wor met singem Dokter nit zefredde. Et säht: »Liebe heilige Mann, dä Dokter pitsch mich, wenne kommp, immer in de Nas. Sag im doch, er soll dat nit mehr tun.« Dä Dokter wood natörlich gehollt, un eesch wie dä däm Mütterche zor Strof sing Blos Leckersch gegevve un faß versproche hatt, die Nas en Rauh ze loße, kunnt hä noch ens gon. Wie ich bei de Wöchnerinne kom, hatt die Schwester mich vekeh't informet. Ich sage för die ein Frau: »Nun wird das Christkindchen dir ja ein Engelchen schenken, un darauf freust du dich doch sicher sehr.« Do meint die: »Dat wohl, leeve heilige Mann, ävver künne mer domet nit e paar Mond wade? Ich han jo eesch vör drei Dag eins kräg, un jitz vum Kreßkindche ald widder eins? Dat weed mer jet vill.« Ich han gesaht, dat vum Kreßkindche wör jo nor e Weckmännche un dät kaum Moläste maache. En däm Zemmer nevenan wollt ein Frau, wie die Schwester säht, unbedingk en schön Horschleif han. Deshalv moot dä Rupprech en ganze Roll Band metnemme. Wie ich erenkom, dät die Frau mich ganit belore. Se sohß en ehrem Bett un dät bedde, dat mer meint, en Kaffeemüll wör am rubbele. Wie ich dann säht, ich kennt ehr Nut un hätt en Horschleif metbraht, sprung se wie e Bambi us däm Bett, reß däm Rupprech die Roll Band us de Häng, sprung widder en't Bett, bung sich en decke gäl Schleif en de Hore un dät dann wigger rubbele. Bevör ich üvverhaup jet sage kunnt, flog us ner andere Zemmereck en Frau op mich zo un heelt meer drei Flette¹²⁾ met lange Still entgäge un säht en Extase: »Da, heiliger Mann, die sind für dich! Ganz allein für dich!« Eesch wie ich gesaht hatt, ich göv se däm Kreßkindche, kroff se en et Bett un dät ganz genau ehr Blos Lekersch inspizeere.

Ein Saach, die meer passeete, ging meer lang noh, un wenn ich domols nit gewoß hätt, dat groß un klein ald zick Stunde ungedöldig op mich wade dät un ich inne die Freud doch nit nemme dürf, hätt ich ming Reis vörziggig avgebroche. Ich wor do grad em vee'te Stock en e löstig Zemmer erenngerode, do reef mich ne Dokter vum eechte Stock erav, weil bei im ne Mann lög, dä nit sterve künnt, bevör dä heilige Mann bei im gewäs wör. Wie ich an dat Bett kumme, lorte mich dä Kranke met große Auge bang an. Ich ging bei in, öm in ze trüüste, un wie ich mich

böckte, dät hä sich opreechte, packte met einem Ruck minge Hals un trok minge Kopp ganz deaf erav. Ich säht, dat hä nit bang ze sin brööch, ich wör jo jitz bei im un ging met im en dä Himmel. Dä Wäg wöß ich ganz genau. Dä Mann heelt minge Kopp wigger faß gepack un lorte mich en einem fott an. Noh langer Zick leet hä singe Ärm falle, sie Gesech entspannte sich, sing Auge däte richtig leuchte, un dann trot hä dä Wäg en dä Himmel an. Wie ich druuße wor, moot ich en ganze Wiel för mich allein blieve. Ävver vun bove klung et laut un ungedöldig: »Nikolaus komm in unser Haus« un »lustig, lustig, trallerallala«, do moot dä heilige Mann widder an de Arbeit gon. Dä Rundgang wor eesch gäge elf Ohr am Engk, un ehr künnt gläuve, dat noch mäncherlei passeet eß. Wie ich minge weltliche Anzog antrok, woren die Himmelskleider su klätschnaaß, dat die Englechter se bestemmp nit an einem Dag drüch kräg han. En de Krankebedder ävver träumte noch mänche Kranke zoröck en sing Kindheit, un secher wor mänch einer fruh, dat dä heilige Mann noh ärg vill Johre noch ens bei in kumme wor: Dä heilige Mann em Spidol.

Suibert Heimbach

1) Die Überschrift in der »Kirchenzeitung« lautet: »Als heilige Mann em Spidol«, aber Heimbach wiederholt, im Sinne einer Ringkomposition, die Worte der Überschrift gerne am Schluß des Textes, und dort heißt es »Dä heilige Mann em Spidol«. Überhaupt ist zu berücksichtigen, daß bei Zeitungsveröffentlichungen der Autor nicht Korrektur lesen kann. 2) St.-Elisabeth-Krankenhaus in Hohenlind, geleitet vom deutschen Caritasverband, geführt von Missionsschwestern vom heiligsten Herzen Jesu, deren Mutterhaus in Hilstrup in Westfalen steht. 3) Prälat Dr. Franz Müller, als Nachfolger von Prälat Dr. Johannes van Acken Hausherr von Hohenlind, einer der Förderer von Ewald Mataré. 4) Lindenthal. 5) ungeduldiges Verhalten, nervöses Drängen. 6) meist »Moleste« geschrieben: Schwierigkeiten. 7) allmählich. 8) ein gut Fünfzigjähriger. 9) eigentlich ein Stück Kautabak; ein Mann, der ungehobelt ist, sich nicht an die üblichen Umgangsformen hält. 10) wohlwollend für: schwarz, ungewaschen. 11) eigentlich: Gießkanne. 12) Nelken.

Bildnachweis: S. 1: »Alt Köln« Heft 69 Seite 16; S. 3: Archiv Heimatverein Alt-Köln; S. 4: Heinz Bauer; S. 5: PR-Foto Marie-Luise Nikuta; S. 11: Resi Goeb; S. 12: Rheinisch-Bergischer Kalender 1965 nach Seite 96; S. 13: Heinz Dick; S. 14: Jochen Arlt/Familienbesitz; S. 19: Alfred Koch/Familienbesitz; S. 20: Bernd Noeth; S. 23: Wienand Verlag; S. 27: Privat; S. 29: DAI Rom Inst.Neg. 233 a.

Bilder aus dem Leben des Jesuiten Friedrich von Spee

Der kürzlich verstorbene Trierer Domkapitular Dr. Anton Arens war in der Spee-Forschung kein Unbekannter: 1981 hat er in Buchform über die von ihm selbst maßgeblich beeinflusste Wiederauffindung von Spees Grab in der Gruft der Trierer Jesuitenkirche berichtet, zum dreihundertfünfzigsten Todestag Spees im Jahre 1985 hat er einen Sammelband »Friedrich Spee im Licht der Wissenschaften« herausgegeben, und er war auch der Herausgeber einer Bearbeitung von Spees »Güldenem Tugend-Buch« (1991). Zum vierhundertsten Geburtstag des aus Kaiserswerth stammenden Jesuiten (siehe Heft 84 von »Alt-Köln«) hat Arens als sein letztes Werk eine Spee-Biographie verfaßt.

Freilich, wer Karl-Jürgen Miesens Buch über Friedrich von Spee kennt (siehe Heft 89 von »Alt-Köln«), wird nicht viel Neues erfahren, aber er wird dem Bildmaterial aus Miesens Buch in attraktiverer Form wiederbegegnen, meistens (wegen des anderen Buchformats) größer, dazu vermehrt und überwiegend farbig. Der Fotograf Miesens, Hubert Houben, wird sich darüber freuen, daß seine Leistung jetzt unter günstigeren Umständen besser zur Geltung kommt.

Nur ausnahmsweise ist Arens' Darstellung einmal ausführlicher als diejenige Miesens. Das gilt etwa für das Kapitel »Frauenseelsorger in Köln« mit dem Bericht über die Kölner »Gesellschaft St. Ursula« und ihre Tätigkeit. Hier findet sich allerdings auch einer der wenigen Sachfehler dieses Buches: Spee kann nicht Beichtvater dieser Sodalität »bis November 1628« (S. 53) gewesen sein, da er ja nach allgemeiner Meinung, die auch Arens teilt (S. 66), bereits im Oktober 1628 in Peine tätig ist. Stärker als bei Miesens ist mir hier, wo die Trier-Kapitel verständlicherweise besonders ausgefeilt sind, bewußt geworden, daß die Versetzung Spees von Köln nach Trier, die der Provinzialobere Goswin Nikkel anordnete, um ihn nach dem Erscheinen der zweiten Auflage der »Cautio criminalis« den Anfeindungen seiner Gegner von innerhalb und außerhalb des Ordens zu entziehen, keineswegs als Strafversetzung praktiziert worden ist, wonach Spee zuzusagen nur noch demütige Aschenputtel-Dienste hätte leisten dürfen; er lehrte vielmehr, wie vorher in Paderborn, als Professor der Moraltheologie und wurde nach zwei Jahren zum Professor für Biblexegese befördert. Als solcher war er sich nicht zu schade, in der Notsituation des Jahres 1635 die Pflege der siechen Soldaten zu übernehmen, bei der er sich – wie man meint: in Kenntnis der Gefahr – tödlich infizierte.

Es gibt eine Reihe von Druckfehlern in diesem Buch, lästig und überflüssig wie Mücken an einem Sommerabend, von »Suren«

(S. 3) statt »Spuren« über »Philosphie« (S. 24) statt »Philosophie« bis »Kapellse« (S. 84) statt »Kapelle«. – Daß Spee »unter die Zwänge eines ... Bekenntniszwanges« gerät (S. 65), ist sicher nicht optimal formuliert. Und die Übersetzung S. 52 ist im ersten Vers sicher falsch: Die Kölner Schüler wollten keineswegs sagen, das Haupt des Iberus sei vom Rumpf getrennt, als wäre ihr armer kranker Lehrer, für den Spee den Unterricht übernehmen mußte, enthauptet worden; richtig müßte es heißen: »Ach, Iberus, das Haupt, ward vom ganzen Leibe getrennt«; was da in biblischer Bildlichkeit ausgedrückt wird, heißt nichts anderes, als daß der Lehrer sich zur Klassengemeinschaft verhält wie das Haupt zu den Gliedern des Leibes; der Austausch dieses Lehrers bedeutete für die Klasse also, einen neuen Kopf zu bekommen. Der Ersatzmann Spee hat, wenn man jenen Versen glauben darf, die Hoffnung, die man nach einem Wortspiel mit seinem Namen (Spee von lateinisch »spes«, Hoffnung) verbinden durfte, erfüllt.

HAH

Anton Arens, »Friedrich Spee. Ein dramatisches Leben«. Mit Fotos von Hubert Houben. Michael Weyand Verlag Aach/Trier o.J. (1991), 96 Seiten mit über 50 farbigen und etwa 35 Schwarzweiß-Abbildungen.

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e.V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart · Vorsitzender: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29–31, 50676 Köln · stellv. Vorsitzender: Hermann Hertling, Von-Holte-Straße 14, 50321 Brühl · Schriftführer: Hubert Philippsen, Grunerstraße 7, 51067 Köln · Schatzmeister: Franz Cramer, Am Botanischen Garten 39, 50735 Köln · **Verlag:** Heimatverein Alt-Köln e.V. · **Redaktion:** Dr. Heribert A. Hilgers · **Druck und Anzeigenverwaltung:** Greven & Bechtold GmbH, Sigurd-Greven-Straße 5, 50354 Hürth · **Vertrieb:** Hubert Philippsen · **Konten des Heimatvereins:** Stadtparkasse Köln Nr. 266 2013 (BLZ 370 501 98) · Kreissparkasse Köln Nr. 32 625 (BLZ 370 502 99) · Kölner Bank von 1867 Nr. 1483 6004 (BLZ 371 600 87) · Ein Bezugspreis wird für »Alt-Köln« nicht erhoben; er ist im Mitgliedsbeitrag des Heimatvereins enthalten.

Druckauflage dieses Heftes: 2000.

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Reproduktion sind nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion erlaubt.

Das Verfahren bei Spenden an den Heimatverein, beschrieben in »Alt-Köln« Heft 85 Seite 12, ist von der Stadt wieder geändert worden; als Verwendungszweck muß nun angegeben werden: 9715.000.9100.6 Bezirksamt Innenstadt, Spende für den Heimatverein Alt-Köln.



"Wat morjens passeet, kütt em Hännesche ovends op et Tapeet."

Unser Herz schlägt kölsch - "och für et Hännesche"

Ein bißchen Ernst ist manchmal schon dabei, wenn echte Kölner augenzwinkernd behaupten: "Wann et ens hatt op hatt köm, dat Schauspill un die Oper künnte mer zomache, ävver et Hännesche möht wigger spille". Denn wo wird Politikern und hochgestellten Bürgern sonst noch so respektlos – aber humorvoll – der Spiegel vorgehalten, wie auf der heißgeliebten Puppen-

bühne? Zum Lachen war den Puppenspielern allerdings nicht immer zumute. Oft genug fiel der Vorhang auf unbestimmte Zeit. Doch irgendwann ging's immer wieder weiter. Und weitergehen soll es auch in Zukunft. Wir unterstützen unser Hänneschen-Theater – nicht nur finanziell.

Hier wird noch wahres Brauchtum gepflegt und bewahrt.



Kreissparkasse Köln

Tradition und Zukunft